Paul de Kock's
humoristische Romane,

deutsch bearbeitet

von

Dr. Heinrich Elsner.

Fünfundfünfzigster Theil.

Stuttgart:
Scheible, Rieger & Sattler.
1845.

Der
Barbier von Paris.

Von

Paul de Kock.

Deutsch bearbeitet

von

Dr. Heinrich Elsner.

Erster Theil.

Stuttgart:
Scheible, Rieger & Sattler.
1845.

Der

Barbier von Paris.

Von

Paul de Kock.

Lindauer'sche Bibliothek

Deutsch bearbeitet

von

[illegible]

Bayerische Staatsbibliothek München

Erster Theil.

Stuttgart:
Scheible, Rieger & Sattler.
[illegible]

Bayerische Staatsbibliothek München

Erstes Kapitel.

Das Haus des Barbiers.

An einem Decemberabend des Jahrs 1632 durchlief ein Mann, der ungefähr vierzig Jahre alt sein mochte, einen hohen Wuchs und ein ziemlich schönes, aber finsteres und wildes Aussehen hatte und seinen schwarzen Augen zuweilen den Ausdruck der Ironie gab, obschon nur ein flüchtiges Lächeln an seinen magern und blassen Lippen vorüberstreifte, mit raschen Schritten die Straße von Saint-Honoré und nahm seine Richtung nach der Straße des Bourdonnais, einen braunen Mantel um sich hüllend, welcher ihm kaum über die Kniee hinabfiel, und sich einen Hut mit breitem Rande, den keine Feder schmückte, welcher aber sein Gesicht gegen den Regen schützte, der bereits in starken Tropfen zu fallen begann, über die Augen herabdrückend.

In dieser Zeit war Paris etwas ganz Anderes, als es gegenwärtig ist, und die Lage dieser schönen Hauptstadt war damals höchst kläglich: Straßen, die gar nicht oder wenigstens nur halb gepflastert waren; Haufen von Schutt und Unrath befanden sich hie und da vor den Häusern, oder versperrten den Weg, hemmten den Lauf des Wassers und verstopften die

Kloaken. Diese Wasser, welche keinen Abfluß hatten, traten überall aus und bildeten Sümpfe, welche verderbliche Dünste aushauchten. Damals hätte man mit Wahrheit sagen können: ‚Paris, du Stadt des Koths und Rauchs.‘

Die Straßen waren nicht erleuchtet; man trug zwar Laternen, allein nicht Jedermann hatte solche, und zudem verscheuchten sie die Diebe nicht, die in großer Anzahl herumstreiften und tausend Unordnungen, sogar bei hellem Tage, begingen, da ihre Verbrechen nur zu sehr durch das Beispiel der Pagen und Lakaien gerechtfertigt wurden, die sich jede Nacht ein Vergnügen daraus machten, die Vorübergehenden zu beschimpfen, Mädchen zu entführen, die Wachen zu necken, die Sergeanten zu schlagen, die Thüren der Boutiken einzusprengen und die friedlichen Einwohner auf tausendfache Art zu plagen; Ausschweifungen, gegen welche das Parlament vergebens Verordnungen erließ, die ohne Ende erneuert und ohne Ende ungestraft überschritten wurden.

Das Stehlen der Börsen und Mäntel war damals eine so gewöhnliche Sache, daß die Zeugen des Diebstahls sich damit begnügten, auf Kosten des Geprellten zu lachen, ohne jemals dem Diebe nachzulaufen.

Am hellen Tage wurden auf öffentlichen Plätzen Mordthaten begangen; die Verbrecher entfernten sich, ihre Schlachtopfer noch verhöhnend.

Man unterschied zwei Arten von Dieben: die Beutelabschneider (loupe-bourses) und die Wollpröpfe (tère-laines); die Ersten schnitten kunstfertig die

Schnüre der Geldbeutel ab, die man an seinem Gürtel zu tragen pflegte, die Zweiten rißen den Vorübergehenden die Mäntel schnell von den Schultern.

Vergebens richtete man von Zeit zu Zeit einige Verbrecher hin: diese Beispiele schienen die Kühnheit der Herumschwärmer und den Uebermuth der Pagen und Lakaien zu verdoppeln. Die Gerechtigkeit war kraftlos, seit man sie selbst auszuüben pflegte. Die Zweikämpfe waren fast so gewöhnlich als die Diebstähle: man hielt es für eine große Ehre, sich rühmen zu können, daß man viele Leute in die andere Welt geschickt habe.

Ohne Zweifel war dieß nicht das goldene Zeitalter, ebensowenig konnte es jene gute alte Zeit sein, die von einigen Dichtern so gerühmt und von jenen mürrischen Geistern, den Bewunderern der Paniere und Wülste, so sehr zurückgewünscht wird.

Es ist nicht unsere Absicht, Geschichte zu schreiben, allein wir haben es für nöthig erachtet, den Leser zu erinnern, was Paris in dem Zeitpunkte war, in welchem unser Barbier lebte. Ohne Zweifel hatte man schon am Titel errathen, daß die Handlung nicht in unserer Zeit spielt, denn gegenwärtig haben wir in Paris Haarkünstler, Haarkräusler und Perückenmacher, allein keinen Barbier.

Das Individuum, dessen Bild wir entworfen haben, blieb, an der Ecke der Straße des Bourdonnais angekommen, vor einem ziemlich hübschen Hause stehen, auf dessen Vorderseite man in großen Buchstaben las: Touquet, Barbier — Badehalter.

Damals kannte man den Luxus der Aushängeschilde nicht, und die Straßen von Paris boten den Blicken der Gaffer keinen Zug aus der griechischen oder römischen Geschichte oberhalb der Boutik eines Gewürzkrämers oder einer Weißzeughändlerin dar; das Portrait der Marie Stuart lud die Vorübergehenden nicht ein, eine Elle gedruckten Kattun zu kaufen, und der gehängte Absalon war nirgends da, um den Saal eines Haarkräuslers anzuzeigen.

Wir haben in Allem große Fortschritte gemacht. Der Mann, welcher vor dem Hause des Barbiers stehen blieb, hätte ohne Zweifel große Mühe gehabt, die Inschrift oberhalb des Ladens, der geschlossen war, zu lesen, denn es war bereits stockfinstere Nacht, und wie wir weiter oben bemerkt haben, kam keine Spiegellampe denen zu Hülfe, welche Nachts in der Hauptstadt umherzugehen wagten. Allein das Individuum, das den Klopfer der Mittelthüre, welche den Eingang des Hauses bildete, so eben ergriffen hatte, that unverzüglich und wie Jemand, der seiner Sache gewiß ist, zwei aufeinanderfolgende Schläge. In der That, es war der Barbier selbst.

Nach Verfluß einiger Augenblicke ließen sich schwere Tritte hören, ein Licht schimmerte durch das Gitter, das sich oberhalb der Thüre befand. Bald öffnete sie sich und eine alte Frau erschien, eine Kerze in der Hand haltend. Sich verbeugend sagte sie: „Guter Gott, mein theurer Herr, Sie haben erschrecklich schlechtes Wetter gehabt!... Sie müssen ganz durchnäßt sein!... Ich hatte meine Schutzheilige gebeten,

sie möchte Ihnen nichts Böses zustoßen lassen. Ach! wenn man doch ein Geheimniß hätte, durch das man sich gegen den Regen schützen könnte! O, ich bin überzeugt, daß es Leute gibt, die den Elementen gebieten!"

Der Barbier antwortete nichts; er lief einem Gange zu, der in einen Saal zu ebener Erde führte, in dem man ein großes Feuer angezündet hatte. Hier angekommen, fing er an, seinen Mantel und seinen Hut abzulegen, dem ein Wald von schwarzen Haaren, die in wallenden Locken auf seinen Nacken herabfielen, entschlüpfte. Er nahm einen großen Dolch aus seinem Gürtel; denn es war damals gebräuchlich, nicht unbewaffnet auszugehen. Touquet hing den Dolch über dem Kamine auf, dann warf er sich in einen Strohsessel und setzte sich vor das Feuer hin.

Während ihr Herr ausruhte, ging die alte Magd im Zimmer aus und ein; sie stellte einen Tisch neben den Stuhl, auf welchem der Barbier saß, zog aus einem Speiseschrank einen silbernen Becher, Teller und ein Couvert hervor, und stellte mehrere Krüge mit Wein oder Branntwein und einige Schüsseln mit Fleisch auf den Tisch.

„Sind während meiner Abwesenheit Leute gekommen?" sagte der Barbier nach einigen Augenblicken.

„Ja, mein Herr: zuerst Pagen, um die Neuigkeiten des Stadtviertels zu erfahren, um Jedermann zu lästern und sich über die armen Frauen lustig zu machen, welche die Schwachheit haben, ihnen Gehör zu schenken. Ach, wie gottlos sind die junge[n]

Leute heutigen Tags! wie sie sich ihrer Heldenthaten rühmen!... Einige Junggesellen sind gekommen, um sich rasiren zu lassen; dann jener Stutzer, den es so sehr entzückt, sich pudern zu lassen, und der behauptet, bald werde dieß Jedermann thun; kann man sich die Haare so mit Mehl bestreuen lassen? ich ließe es noch gelten, wenn es gegen einige Uebel schützte... Ach, ich vergaß, und jener große Lümmel, der so pochend, so unverschämt ist, der, weil er ein Wamms von Atlas, einen Mantel von Sammt und auf seinem Hute einen schönen Federbusch und schöne silberne Schnüre hat, sich berechtigt glaubt, überall den Herrn zu spielen."

„Ach, Du willst von Monbart reden?"

„Ja, von keinem Andern; er hat großen Lärmen gemacht, als er Sie nicht hier fand; er sagte, seit Monsieur reich sei, vernachläßige er seine Kunden."

„In was mischt er sich?"

„Das hab' ich auch gedacht, mein Herr. Der Chaudoreille ist auch gekommen, er hat sich gestern auf der kleinen Pré-aux-clercs duellirt und seinen Gegner getödtet und hatte diesen Abend noch ein Duell abzumachen. Gute heilige Jungfrau, ist es recht, daß sich die Menschen so tödten, und oft der erbärmlichsten Kleinigkeiten wegen!"

„Schlag' er sich, so lange er will, mir liegt wenig daran; es sind nicht meine Sachen. Sind nicht noch andere Personen gekommen?"

„Ach, jener Herr, der so drollig ist, der mich so oft lachen macht und den ich einige Mal jene Possen

spielen gesehen habe, die Jedermann in sein Theater im Hotel Bourgogne ziehen... Herr Heinrich le Grand."

„Sag' doch Turlupin (Hanswurst)."

„Turlupin also, weil dieß der Name ist, den man ihm im Theater 'gibt und mit dem man ihn auch in der Stadt benennt. Er ist mit jenem Andern gekommen, der mit ihm spielt, und, wie man sagt, die Rolle der Greise spielt und die Prologe, die den Stücken vorhergehen, spricht."

„Dieß ist Gautier-Garguille."

„Ja, mein Herr, so hat er ihn genannt. Sie wollten rasirt, gebadet und frisirt sein, da sie aber Sie nicht trafen, so spielte einer von ihnen den Barbier, dann nahm der andere den Kamm und die Seifenkugel und erwies ihm denselben Dienst. Ich wollte dieß anfänglich nicht zugeben, allein sie hörten nicht auf mich: sie machten tausend närrische Streiche. Haben Sie mich nicht genöthigt, in der Boutik Platz zu nehmen und mich mit Essenz und Seife beschmiert! Einige Personen, welche im Vorübergehen Turlupin und seinen Kameraden erkannten, blieben vor dem Hause stehen. Bald vergrößerte sich ihre Zahl und als sie das Haus verlassen wollten, konnten sie keinen Weg durch die Menge finden; allein als Turlupin, der nie verlegen ist, die Neugierigen vergebens gebeten hatte, ihm und seinem Kameraden Platz zu machen, so ging er fort, holte aus dem Hinterladen ein Gefäß voll Wasser und goß es auf die Menge aus. Sie können sich denken, was jetzt für ein G

tümmel und Geschrei unter den Leuten entstand. Turlupin und Gautier-Garguille benützten die Verwirrung, um sich zu entfernen."

„Und Blanca," sagte der Barbier, der die Erzählung der alten Margarethe mit Ungeduld anzuhören schien, „ich hoffe, daß sie nicht unten in dem Laden war, als diese Possenreißer eine so große Volksmenge vor meiner Wohnung versammelten?"

„Nein, mein Herr, nein; Sie wissen, daß Jungfer Blanca nur sehr selten in die Boutik hinabkommt und nie, wenn Leute daselbst sind. Heute, während Ihrer Abwesenheit, hat sie ihr Zimmer nicht verlassen, wie Sie es ihr anempfohlen haben."

„Das ist brav, recht brav," sagte der Barbier; hierauf näherte er sich dem Feuer, stützte den einen seiner Ellenbogen auf den Tisch und schien sich von Neuem seinen Betrachtungen zu überlassen, ohne auf das Geschwätz seiner Magd zu hören, die so eifrig fortfuhr, als ob ihr der Barbier die größte Aufmerksamkeit gewidmet hätte.

„Es ist ein reizendes Mädchen, diese Blanca, o ja, sie ist ein liebenswürdiges Kind, hübsch, sehr hübsch; ich fordere alle unsere Hofdamen auf, mir schönere Augen, einen frischeren Mund, weißere Zähne zu zeigen... und die schönen Haare... rabenschwarz und bis über die Kniee herabwallend; und bei allem dem so sanft, so offenherzig, kein Gedanke von Koketterie!... ach, sie ist die Aufrichtigkeit, die Unschuld selbst. Es ist wahr, sie ist noch nicht sechszehn Jahre alt; allein es gibt Mädchen, die in diesem Alter

schon den Verliebten Gehör schenken!... Wie schade wäre es, wenn dieser hübsche Schatz dem Teufel in die Krallen fiele!... allein wir werden ihn unangetastet erhalten... ja, ja, ich bin es versichert. Ich habe zu diesem Ende alle möglichen Anstalten getroffen; denn es reicht nicht hin, über ein junges Mädchen zu wachen; der Teufel ist so boshaft! und alle diese Junggesellen, diese Pagen, diese Studenten sind so unternehmend!... ohne die jungen Edelleute zu zählen, die sich kein Gewissen daraus machen, Mädchen und Frauen zu entführen, und als einzige Entschädigung einen Stoß mit dem Degen versetzen, oder Diejenigen, welche dieß übel aufnehmen, durch ihre Lakaien abbläuen lassen. Gute, heilige Margaretha, in welcher Zeit leben wir! Man muß sich beschimpfen, beleidigen, bestehlen lassen!... ja, selbst bestehlen lassen!... denn was hilft es, den Thäter über der That zu ertappen! Wenn man Recht verlangt, so fragt man, ob man als Partei auftrete; wenn man nein sagt, so läßt man den Schuldigen frei, sagt man ja, so erkundigt man sich, ob man die Kosten der Procedur bezahlen kann; in diesem Falle hat man das Vergnügen, den Schurken vor seiner Thüre peitschen zu sehen; dieß kommt einem jedoch theuer zu stehen. Ist man aber von einem Mächtigen, von einer hohen Standesperson beleidigt worden, so muß man schweigen, bei Strafe, sein Leben in der Bastille oder in Chatelet zu enden."

Margarethe schwieg einige Minuten lang, die Antwort ihres Herrn erwartend; da sie aber kei

erhielt, so nahm sie an, er billige stillschweigend ihre Worte und faßte den Faden ihres Gesprächs wieder auf.

„Aber man behauptet, daß dieß stets so gewesen ist. Die kleinen Diebe hängt man, die großen läßt man laufen, und die Vornehmen spotten über alle. Wer wollte es wagen, gegenwärtig zu prozessiren, wo die Advokaten und Prokuratoren die Prozesse fünf oder sechs Jahre lang verzögern, von allen Händen Geschenke annehmen, und sich ein Spiel daraus machen, die armen Prozeßführer zu Grunde zu richten, um für den Luxus ihrer Frauen und Töchter sorgen zu können!... Was die Sergeanten betrifft, o, diese laufen überall herum, um Verbrecher aufzusuchen; allein wenn sie Diebe festhalten, so lassen sie sie bald wieder los, sobald diese ihren hungrigen Geldbeutel durch ein Stück Geld bereichert haben. Arme Stadt! Hören wir nicht jede Nacht einen erschrecklichen Lärmen! und doch wohnen wir noch in dem schönen Stadtviertel; dieß verhindert nicht, daß man da Mordthaten und Diebstähle begeht. Da hört man ein Schreien, ein Waffengeklirr!... Wozu braucht man so viele Stadtrichter, Gerichtsdiener, Sergeanten, Häscher, wenn die Polizei so schlecht verwaltet wird? Nicht die Kaufleute beklage ich, sie würden sich dem Teufel um einen Sou verschreiben; sie verkaufen ihre Waare vier Mal theurer, als sie werth ist; um Käufer herbeizulocken, erlauben sie den Vorübergehenden, in ihre Boutiken zu treten, lassen ihnen Muße, mit ihren Frauen zu schwatzen,

sie vor ihrer Nase am Kinn zu nehmen und ihnen verliebte Schmeicheleien zu sagen!... Alles dieß um einen Kragen Schminke oder ein Dutzend Schnüre zu verkaufen. Pfui! es ist eine Schande, Alles zu sehen, was bei ihnen vorgeht. Wenn ich in die Hallen gehe, um einzukaufen, so bin ich von Schurken umgeben, die sich ein Vergnügen daraus machen, die Käufer und Verkäufer zu plündern, in den Körben zu wühlen; dann muß ich Gesänge hören, die voll Unanständigkeiten und Zoten sind. Gute, heilige Margaretha, wo sind wir!... Die Schulerknaben, ausschweifender als je, höhnen, schwelgen und begehen tausend liederliche Streiche; die jungen Leute vom Stand besuchen die Ballhäuser, die Kneipen sind stets mit Dolchen oder Degen bewaffnet, und... ach! mein theurer Herr, der Satan hat sich unserer Stadt bemächtigt, er will sie als seine Beute verschlingen!"

Margarethe hielt von Neuem inne, um zu horchen. Der Barbier beobachtete noch immer das tiefste Schweigen, aber er schlief nicht; denn mehrmals war er mit seiner rechten Hand über seine Stirne gefahren und hatte seine Locken zurückgeworfen. Für einen, der gerne plaudert, ist es schon viel, gehört zu werden, oder wenigstens zu glauben, daß dieß der Fall sey; die alte Magd war im Zuge, und sie fand selten eine so schöne Gelegenheit. Nach einer kurzen Pause fuhr sie daher wieder fort: „Dank dem Himmel, ich bin in einem guten Hause und kann mit Stolz sagen, daß in den acht Jahren, seit

denen ich bei dem Herrn bin, daselbst nichts Unschickliches und Unanständiges vorgegangen ist. Wohl erinnere ich mich noch, daß, als man mir vor acht Jahren sagte: ‚Margarethe, Herr Touquet, der Barbier und Badehalter in der Straße des Bourdonnais, sucht eine Magd für sein Haus,‘ ich mich mehr als einmal besonnen habe... ich bitte Sie um Verzeihung, mein Herr... dieß kommt daher, weil die Häuser der Badehalter und Vermiether nicht wie Balsam riechen; allein man sagte mir, Herr Touquet ist gegenwärtig wohlhabend, er vermiethet keine Zimmer mehr und begnügt sich damit, des Morgens sein Gewerb zu treiben; übrigens nimmt er fast gar keine Besuche in seinem Hause an, wo er ein kleines Mädchen, das er an Kindesstatt angenommen hat, mit Sorgfalt erzieht. Bei meiner Treu', dieß machte meiner Unschlüssigkeit ein Ende und ich habe seither nicht Ursache gehabt, meinen gethanen Schritt zu bereuen. Wenn des Morgens eine Menge Leute jeden Standes in den Laden kommt, so dringt doch Niemand in das Innere des Hauses ein. Monsieur lebt auf einem ehrenvollen Fuße, ich rühme mich dessen, und was ich am meisten bewundere, ist die Aufmerksamkeit, die er der jungen Waise widmet; denn ich glaube mich zu erinnern, daß Monsieur mir gesagt hat, sie sei eine Waise... ja, Monsieur hat es mir gesagt. Gewiß verdient sie Alles, was man für sie thut, diese theure Blanca, aber ich glaube, ich habe Ihnen nicht gesagt, durch welche Mittel ich sie vor den Schlingen bewahre, die man der Unschuld

legt. O, das ist ein Geheimniß! das ist wunderbar!... allein ich kann es Monsieur wohl anvertrauen; unsere Nachbarin, die Seidenhändlerin, hat mich mit der Sache bekannt gemacht: man spricht ... ein kleines Stück Schreibpergament gewisse Worte, dann macht man gewisse Zeichen, und dieß wird ein Talisman, der gegen alles Unglück schützt. Einen solchen hatte die Königin Katharina von Medicis, die ihn stets an ihrem Busen trug. Hören Sie daher, mein Herr, wir dürfen nicht zweifeln, ...ß es Zauberer, daß es Schwarzkünstler gibt, weil ...r Teufel vor einigen Jahren in dieser Stadt zwei ...würgt hat, diejenigen abgerechnet, welche durch ...e brennende Kammer verurtheilt worden sind. Man ...hut daher nicht unrecht, wenn man sich gegen sie ...erwahrt, und der Talisman, den ich der Jungfer ...lanca gegeben habe, muß, weit entfernt, die bösen ...eister herbeizulocken, sie wenigstens auf eine Ent...rnung von einer Stunde verbannen und die Wir...ung aller Zaubereien vereiteln, die man anwenden ...önnte, um über ihre Tugend zu siegen!... O, der ...ostbare Talisman, hätte ich ihn doch im zwanzig...en Jahre gehabt!... Aber Sie speisen nicht zu Nacht, ...nein Herr; haben Sie keinen Appetit?"

Touquet erhob sich rasch und sah auf eine höl...erne Uhr, die sich im Hintergrunde des Zimmers ...efand.

„Neun Uhr!" sagte der Barbier ungeduldig, „und ...r kommt nicht!"

„Wie, erwartet mein Herr Jemand diesen Abend?“ fragte die alte Magd erstaunt.

„Ja, ich erwarte einen Freund ... Stelle sie einen Becher weiter auf den Tisch, er wird mit mir zu Nacht speisen.“

„Ich zweifle sehr, daß er kommt,“ sagte Margarethe, die Befehle ihres Herrn ausführend, „es ist spät und erschrecklich schlimmes Wetter; man muß sehr kühn sein, wenn man sich um diese Stunde allein auf die Straßen wagen will!“

In diesem Augenblicke wurde stark an die Thüre des Ganges geklopft und der Barbier rief, während ein unmerkliches Lächeln um seine Lippen spielte: „Er ist es.“

Zweites Kapitel.

Der große Herr und der Barbier.

Die alte Magd schrack zusammen, als sie klopfen hörte, und ihren Herrn anblickend, stammelte sie: „Soll ich öffnen, mein Herr?“

„Ohne Zweifel. Habe ich ihr nicht gesagt, daß ich meinen Freund erwarte,“ erwiederte der Barbier, neues Holz in's Feuer legend. „Geh' sie, Margarethe, geh' sie.“

Die alte Magd war sehr furchtsam, sie schien noch zu zaudern; ein Blick von ihrem Herrn machte sie entschlossen: sie nahm eine Lampe und schritt nach dem Gange zu, der in die Hausflur führte. Margarethe war achtundsechszig Jahre alt; Arbeit und

Entbehrung hatten ihren Körper schon längst gebeugt; sie bewegte sich nur langsam vorwärts, und die hohen Absätze ihrer großen Pantoffeln ließen ein einförmiges Geräusch ertönen, dessen Takt das bejahrte Mädchen nicht mehr beschleunigen konnte. Als sie sich mitten in der Hausflur befand, erscholl ein zweiter Schlag an der Thüre, der, stärker als der erste, alle Scheiben des Hauses erschütterte.

„Ach, mein Gott!“ sagte Margarethe, „man hat große Eile! Wer ist wohl der Freund meines Herrn, der so zu klopfen wagt? . . . Gewiß sind einige Scheiben zersprungen. Sollte es wohl Chaudoreille seyn? O nein! der klopft nur ganz leise, ganz sanft an. Türlüpa? Bah! ich würde ihn auf der Straße singen hören! Zudem ist er keiner von den Freunden meines Herrn. Ach! ich bin sehr neugierig, zu erfahren, wer es sein mag.“

Ihrer Neugierde ungeachtet beschleunigte Margarethe ihre Schritte nicht, sie kam jedoch an der Thüre an, und nachdem sie sich in ihrem Herzen ihrer theuren Schutzheiligen anempfohlen hatte, entschloß sie sich, zu öffnen. Ein Mann, der in einen langen Mantel, den er gegen das Gesicht hielt, gehüllt war, und den Kopf mit einem Hut bedeckt hatte, dessen Ränder mit weißen Federn geschmückt waren, die ihm so weit über die Augen herabhingen, daß man diese nicht bemerken konnte, erschien am Eingange der Hausflur und fragte mit starker Stimme, ob hier wohl der Barbier Touquet wohne.

„Ja, mein Herr,“ sagte Margarethe, die sich um-

sonst bemühte, die Gesichtszüge der vor ihr stehenden Person zu erspähen; „ja, hier wohnt... und Sie sind ohne Zweifel der Freund, den mein Herr erwartet.“

„In diesem Falle führen Sie mich zu ihm,“ sagte der Fremde.

Margarethe verschließt die Thüre und bittet den Unbekannten, ihr zu folgen. Die Hausflur und den langen Gang durchschreitend, kehrt sie sich oft um und hält ihre Lampe dem Fremden vor das Gesicht, unter dem Vorwande, ihm zu leuchten, der That nach aber, um Etwas zu entdecken, woran sie das Individuum, das sie in das Haus eingeführt hat, erkennen könnte. Alle ihre Bemühungen sind vergeblich. Der Fremde beugt den Kopf nieder und hält den Mantel stets gegen das Gesicht. Margarethe sieht sich hierdurch darauf beschränkt, seine Halbstiefel zu untersuchen, die weiß, trichterförmig und mit Sporen versehen sind. Dieß schien eine ausgesuchte Kleidung anzudeuten, allein viele Personen trugen damals solche; dieser Theil der Kleidung konnte daher Margarethe in ihren Muthmaßungen nicht sicher leiten.

Man kommt in dem Saale an, in welchem sich der Barbier befindet, und der Fremde tritt leichten Tritts ein, während die Dienerin zu ihrem Herrn sagt: „Mein Herr, hier ist die Person, die angeklopft hat; ich weiß nicht, ob es der Freund ist, den Sie erwarten... ich habe nicht sehen können...“

Der Barbier läßt Margarethen nicht Zeit, ihre

Phrase zu vollenden; er eilt dem Fremden entgegen und führt ihn an das Feuer, während er zu ihm sagt: „So bist Du doch endlich angekommen! Ich befürchtete, die Nacht... das schlimme Wetter... allein setze Dich hierher, wir werden miteinander zu Nacht speisen."

„Gut," sagte die Dienerin zu sich, „wenn er zu Nacht speisen will, wird er nothwendig seinen Mantel ablegen müssen, und ich werde endlich sein Gesicht sehen können. Ich weiß nicht, warum ich ein so großes Verlangen trage, diesen Menschen kennen zu lernen. Wenn er ein Freund meines Herrn ist, so muß er nur selten hierher kommen; ich habe seine Stimme nicht erkannt, sein Wuchs ist der gewöhnliche ... er ist nicht sowohl klein, als groß, er muß jung sein... ich wette, er ist ein hübscher Junge. Aus seinem Gange möchte ich schließen, daß er zum Kriegsstande gehört... Wir werden sehen, ob ich mich getäuscht habe."

Das alte Mädchen hatte ihre Augen unabläßig auf den Fremden gerichtet, der sich in einen Stuhl geworfen hatte und durch keine Bewegung den Vorsatz verrieth, seinen Mantel und seinen Hut abzulegen, obschon beide von Regen durchnäßt waren.

„Wenn es dem Herrn gefällig wäre," sagte Margarethe, sich dem Stuhle nähernd, auf welchem der Fremde saß, „so könnte ich ihm seinen Mantel abnehmen, da er ganz naß ist... ich werde ihn trocknen, während er zu Nacht speist."

„Sie kann sich diese Mühe ersparen," sagte der

Barbier, sich plötzlich zwischen Margarethe und den Fremdling stellend, der sich nicht gerührt hatte; „man bedarf Ihrer Dienste nicht. Sie kann sich entfernen und sich zur Ruhe begeben, ich werde die Hausthüre selbst verschließen, wenn mein Freund nach Hause geht."

Margarethe scheint durch diesen Befehl ganz versteinert. Sie blickt ihren Herrn an und will sich einige Bemerkungen erlauben, allein der Barbier heftet die Augen auf sie und die Augen des Herrn Touquet haben zuweilen einen Ausdruck, der zum Gehorsam zwingt.

„Ich befehle ihr," sagt er von Neuem zu seiner Dienerin, „daß sie sich entfernt und vor Allem nimmer herabkommt."

Margarethe schweigt; sie nimmt ihre Lampe, verbeugt sich vor ihrem Herrn und schickt sich an, den Saal zu verlassen, einen letzten Blick auf den Fremden werfend, der stets unbeweglich vor dem Feuer sitzt und dessen Züge sie nicht gewahren kann. Sie muß sich zu Bette legen, ohne ihre Muthmaßungen auf einige Thatsachen zu stützen, ohne zu wissen, ob man das Alter, den Stand, die Gestalt des Unbekannten richtig errathen hat; welche Pein für ein altes Mädchen! Allein ihr Herr zeigt ihr mit dem Finger die Thüre des Saals und Margarethe entfernt sich endlich.

Sobald die alte Dienerin sich entfernt hat und das Geräusch ihrer Tritte verklungen ist, bricht der Fremde in ein lautes Gelächter aus und wirft seinen

Mantel und Hut von sich. Jetzt bemerkt man einen Mann von ungefähr sechsunddreißig Jahren mit feinen, edeln und geistreichen Gesichtszügen. Ein brauner Schnurrbart umschattet nur leicht die Oberlippe seines Mundes, der lächelnd sehr schöne Zähne sehen läßt; seine lebhaften, bald zärtlichen, bald wilden und leidenschaftlichen Augen bezeichnen eine große Gewandtheit, alle diese Gefühle auszudrücken; allein der Ekel und Ueberdruß, die sich auf den blassen und matten Gesichtszügen des Fremden ebenfalls abmalen, scheinen anzudeuten, daß er sich seinen Leidenschaften schon allzusehr überlassen hat und sie deßwegen nur noch mit Anstrengung zu fühlen vermag. Seine Tracht ist reich und geschmackvoll; die Farbe seines Wammses ist ein zartes Blau; Gold und Seide vermählen sich daran mit dem Sammet, der den Grundstoff desselben bildet; prächtige Spitzen zieren den Kragen, der auf seine Schultern zurücksinkt; ein breiter weißer Gürtel umschließt seinen Leib, und ein mit kostbaren Edelsteinen verzierter Degen blinkt an seiner Seite.

Seit der Entfernung seiner Dienerin hat der Barbier seinen Ton gegen den Fremden geändert; an die Stelle der Vertraulichkeit, die Touquet in Margarethens Gegenwart scheinbar angenommen hatte, sind Achtung und Unterthänigkeit getreten.

„Entschuldigen Sie mich, Herr Marquis,“ sagte er, sich ehrfurchtsvoll vor seinem Gaste verbeugend, „daß ich mir erlaubt habe, Sie zu dutzen, allein das geschah ja bloß auf Ihren Befehl, um meine

Magd besser zu täuschen und ihr alle Vermuthungen über Ihren Rang abzuschneiden."

„Es ist gut, sehr gut, mein werther Touquet," sagte der Marquis; „was mich betrifft, so versichere ich Dich, daß es mich die größte Mühe gekostet hätte, meine Ernsthaftigkeit in Gegenwart der armen Frau beizubehalten, die nicht wußte, welche List sie erdenken sollte, um mein Gesicht zu sehen, was sie übrigens nicht sehr viel geholfen haben würde, denn es ist mir nicht erinnerlich, daß sie mich früher schon irgendwo gesehen hat."

„Nein, gnädiger Herr, sie kennt Sie nicht, ich glaube es wenigstens; denn der Herr Marquis von Villebelle hat durch seine Galanterien und Waffenthaten so großes Aufsehen gemacht, sein Name und seine Abenteuer sind so bekannt geworden, daß die niedersten Klassen der Gesellschaft sie kennen; ein Schrecken der Väter, Vormünder, Gatten und der Liebenden selbst... denn Sie kennen keine Nebenbuhler... wird Ihr Name von den Männern nur mit Schauder ausgesprochen und macht alle Frauen seufzen, die einen aus Hoffnung, die andern aus Erinnerung. Da der Herr Marquis überdieß das Vergnügen überall gesucht hat, wo er der Schönheit begegnet ist, da er zuweilen zur bescheidenen Bürgerin herabgestiegen ist, und die niedrige Kaufmannsfrau wie die einfache Dorfbewohnerin mit seinen Blicken zu ehren gewürdigt hat, so wäre es nicht unmöglich, daß meine alte Margarethe in irgend einem Hause gedient hätte, wo der Herr Marquis Erinnerungen

zurückgelassen hat. Es ist daher besser, daß sie Sie nicht gesehen hat, weil Sie incognito zu mir kommen."

„Ja, in der That, ich will unbekannt bleiben. Gegenwärtig muß ich meine Liebesabenteuer geheimer halten. Setze Dich nieder, Touquet, ich habe Dir Vieles zu erzählen."

„Gnädiger Herr..."

„Setz' Dich nieder, ich will es so haben. Hier lege ich meinen Rang und meine Größe nieder: ich sehe in Dir den ersten Vertrauten meiner Liebesgeschichten wieder, den listigen Diener meiner Leidenschaften, den kühnen Schurken, dem das Geld die Einbildungskraft erhitzte und der keine Hindernisse kannte, wenn ein mit Pistolen gefüllter Beutel der Lohn seiner Dienste war. Du bist stets derselbe, ich bin es überzeugt."

„Ach, gnädiger Herr, das Alter macht uns vernünftig. Vor siebenzehn Jahren hatte ich die Ehre, Ihnen das erste Mal zu dienen, allein seit dieser Zeit ist mein Kopf ruhiger geworden, ich habe nachdenken gelernt."

„Wie, Du wärst ein ehrlicher Mann geworden? Vor zehn Jahren noch habe ich mich Deiner bedient; Du warst damals immer noch ein Spitzbube. Schreibt sich Deine Bekehrung von diesem Zeitpunkte her?"

„Der Herr Marquis spaßt unaufhörlich; er nennt die Dienste, welche ich ihm geleistet habe, Spitzbubenstreiche, weil ich ihm sehr ergeben war."

„Nenne sie, wie Du willst, es liegt mir wenig daran; ich bin nicht der Mann, Meister Touque

gegen den man den Heuchler und den Gewissenhaften spielen darf. Bist Du wirklich nimmer geneigt, mir nützlich zu sein? ist Dein Genie erloschen, und kann es durch Gold nicht mehr belebt werden?"

„Ich werde stets bereit sein, Ihnen zu dienen, Herr Marquis; Sie dürfen in meinen Eifer und meine Ergebenheit keinen Zweifel setzen."

„Gut; das ist Alles, was ich von Dir verlange. Betrage Dich gegen die Andern wie ein Heiliger, wenn Dir dieses Vergnügen macht, wenn Du Dich nur gegen mich stets so zeigst, wie Du ehedem warst."

Touquet antwortet nichts, allein er dreht den Kopf und seine Züge scheinen finsterer zu werden. Er faßt sich jedoch bald wieder, wendet sich lächelnd nach seinem Gaste um, der mit den Füßen an die Wände des Kamins stoßt, und einige Zeit lang schweigend dasitzt, als ob er nicht mehr bei dem Barbier zu sein glaube. Dieser erwartete ungeduldig die Fortsetzung des Gesprächs von Seiten des Marquis. Nach Verfluß von fünf Minuten brach der edle Herr das Stillschweigen.

„Mein theurer Touquet, wenn die Ereignisse meines Lebens in meiner Einbildungskraft vor mir vorüberziehen, so wundere ich mich in der That, daß ich noch auf dieser Welt bin. Wie oft habe ich den Dolch eines Eifersüchtigen, eines Gatten, eines Vaters gegen mich gezückt gesehen! Wie viele Leute haben mir Verderben geschworen! Und die Frauen... wenn alle diejenigen, welche ich verrathen und verlassen habe, ihre Rachepläne gegen mich ausgeführt hätten!

... Dank dem Himmel, wir sind weder in Italien noch in Spanien, und obschon es unter unsern Französinnen einige Rachsüchtige gibt, die einen langen Groll gegen einen Treulosen nähren, so sind doch Flatterhaftigkeit und Unbeständigkeit keine unverzeihlichen Verbrechen bei diesen Damen, die sich manchmal an unsere Stelle setzen und sagen, sie würden es ebenso gemacht haben wie wir."

„Es ist unzweifelhaft, gnädiger Herr, daß Ihr Leben, so lange ich wenigstens die Ehre gehabt habe, Ihnen meine Dienste zu widmen, eine ununterbrochene Reihe sehr anziehender und zuweilen sehr gefährlicher Abenteuer war. Entführungen und Verführungen, Zweikämpfe, offene Angriffe, nichts hielt Sie zurück, wenn Sie Etwas beschlossen hatten. Konnten Sie Hindernisse finden?... Reich, von edler Geburt, mächtig, schön gewachsen, galant, großmüthig bis zum Uebermaße... das Glück und die Natur haben Alles für Sie gethan, Herr Marquis; Sie haben es sich zu Nutzen gemacht, Sie haben das Leben genossen; viele Männer in Frankreich haben Ihr Glück beneidet."

„Mein Glück!... glaubst Du wirklich, daß ich glücklich gewesen sei?"

„Und wer hätte Sie hindern können, es zu sein, gnädigster Herr?"

„Nichts, und eben deßwegen vielleicht haben Ueberdruß und Langeweile mich selbst im Schoße des Vergnügens, das ich kostete, überfallen; zuweilen, ohne Zweifel, habe ich das Glück gekannt, allein es war

so kurz, es entfloh so rasch!... Der Anblick der Schönheit entflammt meine Sinne, macht mein Herz klopfen. Dieses reizende Geschlecht, das ich vergöttere, hat stets eine unumschränkte Herrschaft über mich ausgeübt. Beim Anblicke einer schönen Frau liebe ich, oder glaube ich wenigstens zu lieben; allein kaum sind meine Wünsche befriedigt, so erlöscht meine Liebe und ich bin genöthigt, einen neuen Gegenstand aufzusuchen, um meine starren Sinne wieder aufzuregen."

„Glücklicher Weise enthält diese Hauptstadt eine große Menge hübscher Gesichter; die Stadt und der Hof bieten Gegenstände genug dar, die Abwechslung in Ihre Vergnügungen bringen können."

„Alles nutzt sich ab, das Gefühl wie das Gedächtniß. Ich fürchte, mein Herz werde durch vieles Feuerfangen endlich jenen schlechten Flintensteinen ähnlich werden, auf die der Hahn vergeblich schlägt. Ich bin der Hofintriguen müde; diese sind noch leichter als die andern! Was bieten sie Anziehendes dar? Nichts geschieht ohne Etikette, und dann ist man so höflich, so fein!... wir wissen zu gut, was Lebensart ist, als daß wir uns über die Untreue ärgern könnten! Man verläßt sie, wie man zusammenkommt, unter tiefen Ehrfurchtsbezeugungen; man stirbt fast vor Langeweile. Die Buhlerinnen haben ebenfalls nichts Neues mehr für mich. Was sollte ich in den Cirkeln der Marian de Lorme thun? ich sehe daselbst stets dieselben Gesichter. Obschon der Kardinal sie in Ruf gebracht hat, so finde ich diese Frau doch nicht so geistvoll, als man sie hat machen wollen!

Wie verschieden ist sie von jener jungen und schönen Ninon. Von dieser wird man noch lange reden, sie wird weit gehen, allein sie hat zu viel Geist und zu wenig Liebe für mich; mein vor der Zeit kalt gewordenes Herz muß an einem leidenschaftlichen Gemüthe wieder erwärmt werden; in der Stadt findet man nichts, das trefflicher wäre als diese Dame; die kleinen Bürgerinnen werden so kokettisch; es wäre noch erträglich, wenn sie grausam zu sein wüßten, allein ein Name, eine edle Haltung, ein reicher Mantel haben ihnen bald den Kopf verdreht! Die Kaufmannsfrauen erhaschen uns im Fluge, die gemeinen Dirnen locken uns an, und bei all dem werden die Ehemänner so gütig, so gefällig: sie fürchten uns wie's Feuer; unser Titel macht sie stumm. Bei Gott, das ist zum Verzweifeln! Wenn das so fortgeht, so werden wir auf türkische Weise lieben müssen; wir werden bloß noch das Schnupftuch auswerfen dürfen."

„Dann, Herr Marquis, wird man stets den Ausweg haben, weise zu werden, und in den zehn Jahren, seit denen ich nicht mehr die Ehre gehabt habe, Ihnen zu dienen, werden Sie dieß ohne Zweifel gethan haben?"

„Wahrlich, ja; denn man muß nicht von gemeinen Abenteuern sprechen, die nicht der Mühe werth sind, angeführt zu werden. Ich bin zur Armee gegangen, ich habe mich geschlagen, dieß hat mir sehr gefallen, ich wäre gern noch länger daselbst geblieben, allein es ist Friede geschlossen worden. Ich bin zurückge-

kommen, habe meine Ländereien besucht, habe mit einigen kleinen Bäuerinnen gelacht, die ziemlich hübsch, aber so linkisch, so einfältig sind!... Wohlan, ich vergaß Dir zu sagen, daß ich mich verheirathet habe."

„Verheirathet!... wie, gnädiger Herr, Sie!..."

„Ohne Zweifel, ich mußte; mein Rang, meine Aemter am Hofe... und dann stack ich voll Schulden; dieß beunruhigte mich nicht, allein man hatte diese Ehe angeordnet: der Kardinal, die Königin selbst wünschten es. Ich habe die Tochter des Grafen von la Roche geheirathet. Meine Frau war sehr schön, sie hatte einen sehr sanften Charakter, beschäftigte sich nie mit meinen Intriguen; so mußte ich es haben. Ich liebte sie, so sehr man seine Frau lieben kann; allein sie ist vor zwei Jahren gestorben und hat mir keine Erben hinterlassen. Dieß ist sehr unangenehm; ich bin immer in der Meinung, daß ich eine große Freude an Kindern haben würde."

„Sie sind also Wittwer, gnädiger Herr?"

„Ja; ich bin von Neuem Besitzer eines beträchtlichen Vermögens, bei Hof gut angeschrieben und besitze die Gunst des Kardinals; ich könnte, wenn ich wollte, die wichtigsten Aemter erhalten."

„Ich schließe daraus, daß der Herr Marquis seine Intriguen mehr verheimlichen wird."

„Ach, mein armer Touquet, ich glaube nicht, daß der Ehrgeiz mich jemals anstecken wird, allein man kann es nicht wissen, und es gibt wohl einige Gesetze der Wohlanständigkeit, die man nicht verletzen darf.

Uebrigens macht das Geheimniß die einfachsten Handlungen anziehend!... Allein, hast Du Dich noch nicht unter die Fahne des Hymen gestellt?... ich finde Dich weniger lustig, weniger leichtfertig und weniger lebhaft als ehedem."

„Nein, Herr Marquis, ich bin stets noch Junggeselle."

„Nun, das ist, glaube ich, das Beste, was Du thun konntest. In Deinem Zustande würde eine Frau Dich belästigen; Du, der Du eine Intrigue so gut, so verständig leitest! Die Frauen sind neugierig: sie würde Alles wissen wollen und dieß würde Dir schaden; zudem bist Du nie sehr galant gewesen. Du kennst bloß das Gold! dieß war Dein Gott, Dein Idol! Ein gutgespickter Geldbeutel machte Dich erfinderisch und fähig, Wunder zu wirken... es ist wahr, Du verspieltest ihn eine Viertelstunde nachher, und die Würfel oder die Karten raubten Dir bald die Frucht der Anstrengungen Deines Genies."

„Ah, gnädiger Herr!..."

„Ja, Du warst ein eben so guter Spieler als Spitzbube; ich erinnere mich noch recht wohl daran. Vielleicht bist Du seit zehn Jahren weiser geworden; ich möchte es fast glauben, denn Du scheinst wohlhabend, und dieses Haus kündigt keine Dürftigkeit an; diese Dienerin, dieses für Dich aufgetragene Essen... bei Gott, ich muß Deinen Wein kosten."

„Ah, gnädiger Herr, er verdient es nicht, Ihnen angeboten zu werden."

„Ich liebe stets das, was man mir nicht anbietet."

Während er dieses sagte, füllte der Marquis einen Becher mit Wein und trank ihn mit einem Zuge aus.

„Er ist nicht so gar übel, in der That!“

„Ach, gnädigster Herr, wenn er auf Ihrem Tisch stünde...“

„Dann würde ich ihn abscheulich finden; allein was willst Du... Mannigfaltigkeit!... und Du bist also reich geworden?“

„Reich nicht, aber doch so wohlhabend, daß ich dieses Haus kaufen konnte.“

„Wie! das Haus gehört Dir?“

„Ja, Herr Marquis.“

„Der Teufel, Meister Touquet!... Sie müssen manchen schönen Fang gemacht haben, daß Sie Eigenthümer geworden sind.“

Das Gesicht des Barbiers zog sich zusammen; seine schwarzen Augenbrauen fälteten sich, daß sie einander nahe kamen; er warf die Augen langsam um sich und stammelte mit Mühe: „Herr Marquis ... ich schwöre Ihnen...“

„Ach, guter Gott! ich verlange keine Schwüre von Dir, armer Touquet,“ sagte der Marquis lächelnd. „Du bist ganz in Verwirrung, als stündest Du vor einem Kriminalrichter! Glaubst Du, ich sei hieher gekommen, um mich über die Art zu erkundigen, auf welche Du Dein Glück gemacht hast?... Allein es sollen mich alle Teufel holen, wenn ich glaube, daß Du Dir dieses Haus durch bloßes Bartscheeren erworben hast.“

„Gnädigster Herr, ich versichere Sie, daß meine Ersparnisse...“

„Ja, ja... es ist ganz gut! Lassen wir dieß und sprechen wir von dem Gegenstande, der mich hieher führt; denn ich bin um irgend einer Sache willen zu Dir gekommen, und ich will verdammt sein, wenn ich sie nicht vergessen hatte.“

Der Barbier scheint freier zu athmen, seine Gesichtszüge nehmen ihren gewöhnlichen Ausdruck wieder an, und er richtet die Augen auf den Marquis, den seine gewöhnliche Unempfindlichkeit ein wenig zu verlassen scheint, um den Zweck seines nächtlichen Besuchs zu erklären.

„Als ich Dich diesen Morgen auf der neuen Brücke bemerkte, verfolgte ich ein junges Mädchen von hübschem Aussehen; ohne eine vollkommene Schönheit zu sein, hat sie Anmuth und viel Einnehmendes in ihrer Haltung und lebhafte und aufgeweckte Augen; ich glaube, es wird uns nicht schwer werden, sie zu besiegen. Sie verdoppelte jedoch ihre Schritte und antwortete auf meine Galanterien nichts; ich hüllt mich sorgfältig in meinen Mantel, weil ich von unsern liebenswürdigen Galgenvögeln nicht erkannt sein wollte, die mich ohne Zweifel verspottet haben würden, wenn sie mich einer Grisette nachlaufen gesehen hätten. Die Kleine blieb stehen, um einen Augenblick Tabarins Gesänge anzuhören. Während sie vor dem Marktschreier stand, bemerkte ich Dich und erkannte Dich auf der Stelle: Du hast eines von jenen Gesichtern, die man nie vergißt.“

„Ich hatte den Herrn Marquis auch erkannt, ungeachtet des Mantels, in den Sie gehüllt waren; denn zehn Jahre haben Ihre Züge nicht verändert, gnädiger Herr, und man kann sich in jener edlen Haltung nicht täuschen, die alle Schönen bezaubert.

„Du schmeichelst mir, Schelm! Du willst mir sagen, daß ich altere; allein zur Sache wieder. Sobald Du mir Deine Adresse gegeben hattest, kehrte ich zu der Kleinen zurück...“

„Wenn mir der Herr Marquis diesen Morgen sein Anliegen mitgetheilt hätte, so würde ich ihm die Mühe erspart haben, diesem jungen Mädchen selbst zu folgen.“

„Nein, es machte mir Freude, sie noch weiter zu betrachten; zudem hatte ich nichts Besseres zu thun. Sie schlug den Weg nach der Altstadt ein, betrat die Straße la Calandre; ich sprach stets mit ihr, sie aber begnügte sich damit, zu lächeln, ohne mir zu antworten, allein der Ausdruck ihres Gesichts war keineswegs streng; endlich blieb sie vor dem Laden einer Parfümeriehändlerin stehen. Ich wollte mit ihr in denselben treten, allein sie widersetzte sich mir, und sagte in einem sehr sonderbaren Tone: ‚Der Herr Marquis von Villebelle ist zu bekannt, als daß ich mit ihm an irgend einen Ort hingehen dürfte, ich würde meinen guten Ruf verlieren, und ich bitte den Herrn Marquis, mich nicht zu compromittiren.‘ Wohlan, mein theurer Touquet, begreifst Du die Dirne, die verlangt, ich soll sie nicht um ihren guten Namen bringen; was mich betrifft, so gestehe ich

Dir, daß es mich so sehr überraschte, von diesem jungen Mädchen erkannt worden zu sein und sie so mit mir sprechen zu hören, daß ich wie ein Schafskopf mitten auf der Straße stehen blieb, und während dieser Zeit verschwand meine schöne Eroberung in dem Laden."

„Ich sagte Ihnen ja, gnädigster Herr, daß Sie bei allen Ständen der Gesellschaft bekannt seyen; sobald ein junges Mädchen zwölf Jahre alt ist, macht man ihr Angst mit Ihnen, wie mit dem Grafen von Ory, verliebten Andenkens."

„Um so besser. Die Frauen sind stets begierig, diejenigen Männer kennen zu lernen, die man ihnen als so gefährlich schildert. Arme Eltern! indem sie ihre Kinder ermahnen, mich zu fliehen, bewegen sie sie, mir entgegen zu eilen. Hier, Touquet, ist Gold ... Du wirst dieses junge Mädchen sehen. Weil sie weiß, wer ich bin, kannst Du ihr wohl nicht versprechen, daß ich ihr treu sein werde; doch daran liegt nichts, versprich immerhin. In drei Tagen hoffe ich sie in meinem kleinen Hause in der Vorstadt St. Antonie zu finden!... Du weißt ..."

„Ja, gnädiger Herr, ich erinnere mich daran, es ist das, welches Sie schon lange besitzen."

„Ja, aber ich habe einen herrlichen Ort daraus gemacht; o, Du wirst sehen!... Gemälde, Spiegel, Marmor, Alabaster vermählen sich daselbst mit Seide, Sammt, den kostbarsten Stoffen... ich habe mehr als fünfzigtausend Franken auf seine Verschönerung verwendet... allein er ist göttlich. Wir haben da-

selbst herrliche Nachtmahlzeiten mit Montglas, Chavagnac, Villempré, Monteille und einigen andern Galgenvögeln vom Hofe gehalten."

„Habe ich nicht dorthin, Herr Marquis, jenes junge Mädchen gebracht, dessen Entführung so großes Aufsehen erregt hat? Dieß war, glaube ich, unsere erste Sache der Art. Sie waren damals höchstens neunzehn Jahre alt und die Kleine..."

„Was Teufel bringst Du mir da in Erinnerung?" sagte der Marquis, eine launige Bewegung machend, und den Beutel, den er so eben aus seinem Gürtel genommen und auf den der Barbier bereits gierige Blicke geworfen hatte, in dessen Hand drückend.

„Verzeihung, Herr Marquis," sagte Touquet, „allein ich glaubte Ihnen nicht zu mißfallen, indem ich Sie an ein Abenteuer erinnerte, das den Grund zu Ihrem Rufe legte!... Die junge Person war schön und verständig, und der Vater, ein alter Häscher des Königs Heinrich, verstand keinen Spaß: seine Büchse war auf Sie gerichtet, allein Ihr Degen bändigte den Greis, und Sie hörten ihn zu Ihren Füßen flehen, während ich das ohnmächtige Mädchen in meinen Armen forttrug."

„Schweige!... schweige!... Elender!" sagte der Marquis, sich rasch erhebend und auf den Barbier einen zornigen Blick werfend, den dieser mit dem vollkommensten Gleichmuthe aufzunehmen schien.

Die Unterhaltung wird von Neuem unterbrochen; der Marquis geht mit großen Schritten in dem Zimmer auf und nieder und scheint in seine Gedanken

vertieft. Bald jedoch entwischen einige unzusammenhängende Worte seinem Munde; allein sie sind nicht an Touquet gerichtet. Der Marquis scheint lebhaft bewegt, indem er mit gedämpfter Stimme die Worte spricht: „Arme Estrelle! was ist aus Dir geworden? ... sie liebte mich ... sie hielt mich für einen bloßen Studenten!... ich liebte sie ebenfalls ... ja ... nie seit jener Zeit habe ich ein Gefühl empfunden, das ich mit der Liebe vergleichen könnte, die sie mir einflößte!... ich war so jung!... ach, der Himmel ist Zeuge, daß ich mich mit ihrem Vater nicht schlagen wollte, ich suchte mich nur zu vertheidigen!... Dank dem Himmel, seine Wunde war nur unbedeutend und bald wieder geheilt... Allein Estrelle, als sie meinen Namen und diesen Vorfall erfuhr, verwünschte mich! ...ja!... ich glaube sie noch zu hören!... Dann entwischte sie aus dem Hause, wo ich sie verborgen hielt. Ich liebe sie noch... seit dieser Zeit keine Nachricht! Und Du, Touquet, bist Du ihr seitdem nicht begegnet?"

„Nie, gnädigster Herr, habe ich sie gesehen oder von ihr sprechen gehört."

„Arme Estrelle!" sagte der Marquis noch einmal nach einer augenblicklichen Pause, und der Barbier bemerkte mit gedämpfter Stimme: „Sie wäre jetzt ungefähr vierunddreißig Jahre alt."

Diese Bemerkung schien den Kummer des Marquis ein wenig zu zerstreuen.

„Wirklich," sagte er, sich dem Feuer wieder nähernd, „muß sie ungefähr so alt sein, wenn sie no

lebt... Und ich, der ich sie mir so vorstellte, wie ich sie ehedem gekannt hatte... wie die Zeit verfließt ... wohlan, vergessen wir alles das. Alles genau erwogen, ist es ein Abenteuer wie jedes andere... ein Kapitel in der Geschichte meines Lebens!"

„Und der Herr Marquis sagt also, daß jenes junge Mädchen in einem Parfümerieladen der Altstadt in der Straße la Calandre wohnt?"

„Wie, welches junge Mädchen?"

„Die, welcher der gnädige Herr diesen Morgen auf der neuen Brücke folgte."

„Ach, Du hast recht; ich hatte sie vergessen! Ja; Du wirst sie leicht erkennen: ein schlanker Wuchs, eine ungezwungene Haltung, zwanzig Jahre, wie ich vermuthe, kastanienbraune Haare, schwarze Augen, ein mit schönen Zähnen besetzter Mund, eine etwas braune Gesichtsfarbe, ich halte sie für keine Französin, etwas entschieden Anziehendes in der Physiognomie, nichts, was Schüchternheit oder Offenherzigkeit ankündigt; dieß ist Alles, was ich Dir mittheilen kann."

„Es ist hinreichend, Herr Marquis; in zwei Tagen, hoffe ich, wird die Person in Ihrem Hause sein."

„Es ist gut, sehr gut... Hier, dieß für Deine Mühe, ich verspreche Dir eine gleich starke Summe, wenn Dir Dein Unternehmen gelingt."

Mit diesen Worten wirft der Marquis den mit Gold gefüllten Beutel, den er noch in der Hand hielt, auf den Tisch, und ein Lächeln entschlüpft den Lippen des Barbiers. Sein Gast greift nach seinem Mantel und setzt seinen großen Hut auf den Kopf.

„Es ist spät,“ sagte der Marquis, sich in seinen Mantel hüllend, „ich muß nach Hause gehen. Uebermorgen, um zehn Uhr Abends, werde ich mich wieder bei Dir einfinden und nach dem Erfolge Deiner Bemühungen fragen. Werde ich Leute in Deinem kleinen Hause antreffen?“

„Ja: Martel, einen meiner Leute, einen ergebenen Burschen, der beständig da wohnt, ich werde ihn von der Sache in Kenntniß setzen; dieß genügt, gnädiger Herr. Ich hoffe, daß Sie auch bei dieser Gelegenheit mit mir zufrieden sein werden.“

„Ich verlasse mich auf Deinen Eifer... die Kleine ist wirklich sehr hübsch... und das wird mich auf einige Zeit zerstreuen können. Wohlan, mein theurer Touquet, laß uns unser Schicksal verfolgen!... Die Galanterie, die Wollust, das Vergnügen... dieß ist mein Leben, dieß ist die Bahn, welche das Schicksal oder meine Leidenschaften mir vorgezeichnet haben; ich kann keiner andern folgen und ich renne gegenwärtig wie ein Blinder vorwärts, der sich der Vorsehung überläßt. Ich weiß nicht, ob diese Straße mich zum Glücke führen wird, allein ich kann mich nicht von ihr entfernen. Du hingegen kennst bloß das Geld und die Intrigue, Du strebst nach den Mitteln, Dein Vermögen zu vergrößern, und jenes Metall, das ich um meiner Launen Willen verschwende, ist unaufhörlich der Gegenstand Deiner Wünsche... Laß uns Jeder seine Bahn verfolgen, wir werden eines Tags finden, wer sich am besten dabei befindet.“

Der Marquis lenkt seine Schritte nach dem Verbindungsgang, der Barbier nimmt die Lampe und führt ihn in die Hausflur. An der Hausthüre angekommen, schlägt Touquet seinem Wirthe vor, ihn bis zu seiner Wohnung zu begleiten.

„Ich danke Dir,“ sagte der Marquis, „allein das ist unnütz, ich habe meinen Degen und fürchte nichts.“

Diese Worte gesprochen, befindet sich der Marquis bereits auf der Straße und entschwindet den Blicken des Barbiers. Dieser schließt seine Thüre und kehrt in den Saal zurück. Da angekommen, beeilt er sich, den Beutel zu nehmen, der auf dem Tische liegen geblieben ist: er zählt die Stücke, die er enthält, und seine Augen können sich nicht sättigen an dem Anblicke des Geldes. Allein bald läßt sich ein langsamer und trauriger Ton vernehmen: die Uhr von St. Eustach schlägt zwei Uhr.

Der Barbier erblaßt, seine Haare schienen sich emporzurichten; er wirft finstere Blicke um sich, als ob er eine Schreckensgestalt zu erblicken fürchtete. Hierauf fuhr er mehrmals mit der Hand über die Stirne, schob dann den Beutel zu sich und nahm seine Richtung nach der Thüre, mit finsterer Stimme die Worte murmelnd: „Zwei Uhr! ich will zu Bette gehen... Ach! könnte ich doch schlafen.“

Drittes Kapitel.

Blanca. — Eine Zaubergeschichte.

Der Tag ist auf diese lange und regnerische Nacht gefolgt, die Kaufleute haben ihre Läden geöffnet, die Wache ruhte aus, während die kühnen Diebe der Nacht den Spitzbuben das Feld räumen, die ihr Gewerbe am hellen Tage und in den volkreichsten Stadtvierteln treiben. Das Gesinde ist auf den Beinen, die Männer verlassen das Ehebett (es war damals wenigstens bei den bloßen Bürgern ein seltener Fall, wenn ein Mann nicht bei seiner Frau schlief); die Liebenden, die von ihren Schönen geträumt haben, suchen einige ihrer Traumgesichte zu verwirklichen; diejenigen, welche mehr gethan haben, als bloß geträumt, ruhen am Tage von den Mühseligkeiten der Nacht aus, und die jungen Mädchen, die an ihre süßen Freunde denken, mögen sie nun wachen oder schlafen, fahren auch noch bei ihren täglichen Beschäftigungen fort, an sie zu denken. In jener Zeit war, wie in der jetzigen, die Liebe der Traum der Jugend, die Zerstreuung der des reifen Alters und die Erinnerung der des Greisenalters.

Der Barbier stand des Morgens stets zuerst in seinem Hause auf. Er hatte keine Gehülfen oder Diener, obschon sein Vermögen es ihm erlaubt hätte; allein wenn man ihn fragte, warum er keinen Jungen nehme, der ihm in seinem Laden beistehen könnte, so antwortete Touquet: „Ich brauche Niemand; ich

kann mein Geschäft allein versehen und mag keine Faullenzer ernähren, die nichts thun können, als die Handlungen ihrer Herren ausspähen, um sodann bei andern Leuten ihre Erklärungen darüber zu machen."

Der Barbier wußte, daß Margarethe, obschon ein wenig neugierig und ziemlich geschwätzig, nicht fähig war, ihm in irgend Etwas ungehorsam zu sein; sie ging nie aus, ausgenommen, wenn sie die nöthigen Mundvorräthe einzukaufen hatte, und dann begab sie sich wieder zu dem jungen Mädchen, von dem sie uns gesagt und mit dem wir bald nähere Bekanntschaft machen werden. Margarethe kam nie in den Laden herab, außer wenn ihr Herr ausging, was sehr selten geschah. Endlich konnte der Barbier nicht ohne eine Magd sein, seit er die Erziehung der kleinen Blanca übernommen hatte.

Touquet öffnet den Laden in eigener Person. Er wirft einige Blicke auf die Straße, allein es ist noch nicht um die Stunde, um welche die Kunden kommen. Der Barbier ist in Gedanken verloren: er denkt an den Auftrag, den ihm der Marquis ertheilt hat; dann kehrt er an seine Thüre zurück, indem er sagt: „Chaudoreille kommt diesen Morgen sehr spät... und doch ist heute sein Barttag."

Margarethe erscheint am Eingange des Saals; nachdem sie sich nach allen Seiten umgesehen hat, vielleicht um sich zu überzeugen, ob der gestrige Besuch nicht mehr da sei, grüßt sie ihren Herrn ehrfurchtsvoll und sagt zu ihm: „Mein Herr, Jungfer

Blanca ist auf und fragt, ob sie Ihnen einen guten Tag wünschen könne?"

Der Barbier wirft noch einen Blick auf die Straße und sagt, sich in seinen Hinterladen begebend, zu seiner Dienerin: „Blanca kann kommen."

Kaum hat Margarethe in dem Gange ein Zeichen gegeben, so eilt ein junges Mädchen, leicht wie ein Reh und frisch wie eine Rose, in den kleinen Saal, wo sie Touquet erwartet, und läuft mit dem liebenswürdigsten Lächeln auf ihn zu, ihn mit den Worten anredend: „Guten Tag, mein guter Freund."

Sie bietet hierauf Touquet ihre offene Stirne dar, und der Barbier nähert sich und berührt sie kaum mit den Lippen. Man möchte glauben, ein peinliches Gefühl halte ihn zurück, und er fürchte, diese zarte Blume zu verletzen.

Margarethe hat bei dem Gemälde, das sie von Blanca entworfen hat, nicht geschmeichelt: das junge Mädchen ist eben so schön, als sie unschuldig und treuherzig scheint; ihre schwarzen Haare fließen in reichen Locken auf ihre Schultern nieder: der Puder, von dem die Hofdamen damals Gebrauch zu machen anfingen, hat Blanca's schönes Haupthaar nicht verdorben; ihre Haut stimmt vollkommen mit ihrem Namen überein; ihr Mund ist frisch und holdselig, und ihre blauen Augen, die von langen Wimpern überschattet werden, haben den sanftesten, unschuldigsten Ausdruck.

Schade nur, daß ihr schöner Körper in ein Korset eingezwängt ist, das weit hinabgeht und ihre Reize

mit Gewalt zusammenzudrücken scheint; allein es war damals so Mode. Heutzutage haben wir einen besseren Geschmack.

Ungeachtet ihrer langen Taille, ihres engen Korsets, ihrer kurzen besetzten Aermel und ihrer Schuhe mit Absätzen ist Blanca dennoch schön; die Schönheit schmückt Alles, was sie trägt, und die Unschuld macht die Schönheit anziehender, die Anmuth wahrer. Blanca hat daher alle Eigenschaften, um zu gefallen. Gleichwohl scheint der Barbier die Reize des jungen Mädchens nicht zu bemerken; man möchte sagen, er fürchte sich, sie zu betrachten, wie er sich fürchtete, seine Lippen ihrer Stirne zu nähern.

„Haben Sie die Nacht gut zugebracht?“ fragte ihn Blanca.

„Sehr gut, ich danke Ihnen.“

„Margarethe fürchtete, Sie möchten erst spät zu Bette gegangen sein, weil einer Ihrer Freunde bei Ihnen speiste.“

„Ich weiß nicht, warum Margarethe sich diese Betrachtungen erlaubt und was sie dazu antreiben konnte, Ihnen zu sagen, daß ich gestern Abend Gesellschaft bei mir gehabt habe.“

Diese Worte redend, wirft Touquet einen strengen Blick auf die Alte, welche die Möbeln putzt und abstäubt, ohne ihren Herrn anzublicken.

„Allein, mein Freund,“ erwiedert Blanca, „ist es denn etwas Unrechtes, wenn man mit einem seiner Freunde zu Nacht speist?“

„Nein, ohne Zweifel.“

„Welchen Fehler hat also Margarethe begangen, indem sie mir dieses sagte?“

„Eine Magd soll nicht unaufhörlich Alles ausplaudern, was ihr Herr thut. Es muß Ihnen, Blanca, sehr gleichgültig sein, ob ich des Abends Besuche habe oder nicht.“

„O, mein Gott, ja, weil Sie nicht haben wollen, daß ich in den Saal herabkomme. Indessen würde mir dieß mehr Freude machen, als auf meinem Zimmer zu bleiben.“

„Ein junges Mädchen soll nicht mit Jedermann reden, und es kommen sehr viele Leute hieher, die ich kaum kenne.“

„Ja, des Morgens; allein Abends empfangen Sie bloß Ihre Freunde.“

„Ich empfange des Abends wenige Besuche, ausgenommen Chaudoreille, den Sie kennen.“

„O ja, und der mich lachen macht, so oft ich ihn erblicke, allein dieß geschieht gegenwärtig selten, denn er gab mir Unterricht in der Musik, und ich glaube, daß ich gegenwärtig so viel davon verstehe als er. Sie wollen nie, daß ich mein Zimmer verlassen soll!“

„Blanca, dieß kommt offenbar daher, weil dieß nicht schicklich ist.“

„Allein wenn Sie allein sind, möchte ich Ihnen lieber Gesellschaft leisten und mit Ihnen schwatzen, als Margarethens Geschichten anhören, die mich oft mit Schrecken erfüllen und nicht schlafen lassen.“

„Sie wissen, daß ich nicht sehr gesprächig bin;

nach den Ermüdungen des Tages liebe ich die Ruhe."

„Und Margarethe sagt, daß Sie erst spät zu Bette gehen, daß Sie lange Licht haben, und sie nicht weiß, ob Sie jede Nacht nur eine Stunde ruhen."

Die alte Dienerin hustete vergeblich, um Blanca zum Schweigen zu bringen, allein diese merkte nicht darauf und fuhr fort zu sprechen, weil sie nichts Schlimmes dabei vermuthete. Margarethe putzt und wischt mit neuem Eifer, um die Blicke ihres Herrn zu vermeiden, allein dieses Mal ertönt die Stimme des Barbiers und die alte Dienerin ist es, an die sie gerichtet ist.

„Margarethe, ich habe ihr, als sie in meine Dienste trat, gesagt, daß ich die Neugierigen, die Unbescheidenen, die Diener, welche ihren Herrn ausspähen, verabscheue; erinnert sie sich daran?"

„Ja... ja... mein Herr," sagte die alte Dienerin, indem sie fortfuhr, die Platte eines Tisches zu reiben.

„Wie kann sie also wissen, ob ich spät zu Bette gehe, ob ich lange Zeit Licht habe, ob ich die Nacht hindurch nicht schlafe, da sie doch alle Abende um neun Uhr auf ihr Zimmer gehen und sich sogleich zur Ruhe begeben soll?"

„Mein Herr, ich bitte Sie um Verzeihung; allein manchmal, wenn es draußen stürmt, oder wenn es donnert, ist es mir unmöglich, zu schlafen; dann, mein Herr, stehe ich auf, um ein Gebet an meine Schutzheilige zu richten, oder meine Ofenschaufel und

Feuerzange kreuzweise hinzustellen, oder einen Zweig von Buchsholz auf mein Bett zu legen, denn Sie wissen, mein Herr, daß das Buchsholz den Sturm beschwört, und wenn man früher solches Holz auf den Thurm Billi gelegt hätte, so wäre er im Jahre 1537 oder 38, ich weiß es nimmer ganz genau, nicht vom Blitze gänzlich zerstört worden."

„Ei! so geh' sie mir doch zum Teufel mit ihrem Buchsholz und ihrem Thurme Billi, und antworte sie mir auf das, was ich sie frage."

„Ich bin bereit dazu, mein Herr: stets ist der Wind oder Sturm Ursache, daß ich nicht schlafe, und da mein Fenster denen Ihres Gemachs gegenübersteht, so habe ich manchmal Licht sehen können, und es hat mir geschienen, als gehen Sie in Ihrem Zimmer auf und nieder... ich weiß es aber nicht ganz bestimmt, denn Ihr Zimmer hat Vorhänge und der Schatten täuscht zuweilen."

„Da ich ihr die Mühe ersparen will, sich zu überzeugen, ob ich schlafe oder nicht, so soll sie diesen Abend noch ein anderes Zimmer beziehen und in dem Zimmer schlafen, das sich oberhalb meines Gemachs befindet."

„Wie, mein Herr, in jenem Zimmer, in das Niemand geht? Ich glaube nicht, daß es bewohnt worden ist, seit ich hier bin, und ich fürchte..."

„Es ist genug; sie hat bloß zu gehorchen und nur sich zu bestreben, meine Handlungen künftig nicht mehr auszuspähen, oder ich werde genöthigt sein, sie fortzuschicken."

„Mein Gott! wie leid thut es mir, Ihnen Anlaß dazu gegeben zu haben, Margarethe auszuschelten," sagte Blanca, sich dem Barbier nähernd; „wenn sie mir dieß gesagt hat, so geschah es aus Besorgniß für Ihre Gesundheit; Sie wissen wohl, daß sie Ihnen sehr ergeben ist... Allein weil dieß Sie erzürnt, so verspreche ich Ihnen, daß sie es nicht mehr thun wird. Wohlan, es ist geschehen; Sie werden darum nicht mehr böse auf sie sein, nicht wahr?"

Blanca's Stimme ist so sanft, so rührend, daß Touquet seine strenge Miene ein wenig milderte und ihr fast lächelnd antwortete: „Ja, es ist geschehen; lassen wir das. Was Sie betrifft, Blanca, so fahren Sie fort, weise und gelehrig zu sein."

„Und Sie werden mir das Vergnügen machen, ein wenig mit mir auszugehen, nicht wahr?... Sie werden mir erlauben, auf der Pré-aux-Clercs oder auf dem Place-royal spazieren zu gehen?"

„Wir werden sehen... wir werden später sehen; wechseln Sie, um sich zu zerstreuen, Ihre Arbeiten."

„Dieß thue ich, mein Freund: ich verlasse oft meine Nadel, um Filet zu stricken, auch nehme ich zuweilen meinen Stickrahmen zur Hand... o! Sie werden sehen, ich mache in diesem Augenblicke etwas sehr Hübsches."

„Ich kenne Ihr Talent, Ihren Geschmack. Sie haben eine Zither und können darauf spielen; Chaudoreille hat Ihnen Unterricht ertheilt."

„Ja, gegenwärtig spiele ich so gut als er, denn ich glaube, daß er nicht sehr geschickt ist, obschon er

sich für einen großen Musiker ausgibt! Allein alles das unterhält mich nicht; ich möchte mich lieber an's Fenster stellen, das auf die Straße geht, allein Sie wollen nicht, daß ich es öffne."

„Nein, Blanca, es gehen zu viele Leute vorüber. Sie würden von den Junggesellen, den Pagen, welche sich ein Vergnügen daraus machen, Unordnungen zu begehen, erblickt, beäugelt und beschimpft werden."

„Nun, ich werde mein Fenster nicht öffnen... doch wenn Sie wollten, würde ich eine Maske anlegen, dann würden sie mich nicht bemerken."

„Man würde Sie nichts desto weniger bemerken; übrigens ist es nur den Hofdamen erlaubt, Masken zu tragen. Ich wiederhole es Ihnen, vermeiden Sie die Blicke dieser Schwindelköpfe, dieser Unverschämten, die alle Straßen durchlaufen und alle Fenster begucken. Sie sind noch nicht sechszehn Jahre alt. In einigen Jahren werde ich Paris verlassen; ich werde dieses Haus verkaufen und mich auf's Land zurückziehen, dort werden Sie mehr Freiheit und Freude genießen, als Ihnen diese Stadt darbieten könnte. Allein es geht Jemand in den Laden; wohlan, Blanca, kehren Sie wieder auf Ihr Zimmer zurück."

Das junge Mädchen grüßt den Barbier und eilt flüchtigen Tritts auf ihr Zimmer zurück; beim Eintritt in dasselbe stößt sie einen leichten Seufzer aus und sagt, um sich herumblickend: „Immer hier... immer das Nämliche sehen!... das ist sehr traurig ...immer nur mit Margarethe reden!... sie ist sehr

gut, diese Margarethe, sehr gefällig, sie liebt mich sehr... allein zuweilen sind ihre Geschichten sehr langweilig. Nun denn, weil es sein muß!"

Blanca nimmt hierauf ihren Stickrahmen zur Hand und singt während ihrer Arbeit eine von den drei Arien, welche ihr Musikmeister sie gelehrt hat.

Bald öffnet sich die Thüre des Zimmers: Margarethe ist dem jungen Mädchen nachgefolgt, allein sie kommt erst lange nach ihr an, weil ihre Beine nicht mehr so flink sind wie in ihrem sechszehnten Jahre.

Die gute Alte macht ein mürrisches Gesicht, denn Blanca ist Ursache, daß sie ein anderes Zimmer beziehen muß, was für Margarethe nichts Geringes ist. Blanca bemerkt es, läuft der Alten entgegen, nöthigt sie, sich zu setzen und faßt ihre Hände, indem sie mit einem reizenden Lächeln zu ihr sagt: „Bist Du mir böse, meine Gute? Du hast wohl gesehen, daß ich das Alles gesagt habe, ohne zu glauben, daß es Dir schaden könne."

Wer könnte Blanca's Lächeln widerstehen? Ein so sanftes Benehmen macht um so größeren Eindruck auf das Alter, als es ihm selten zu Theil wird; deßwegen verliert ein Greis manchmal den Verstand, wenn ein hübsches Mädchen ihm einen zärtlichen Blick zuwirft, denn er ist seit langer Zeit nicht mehr an solche Blicke gewöhnt.

„Kann man gegen Sie erzürnt bleiben?" sagte Margarethe, Blanca's Hand drückend. „Und doch ist es so unangenehm... ein anderes Zimmer beziehen

... und in meinem Alter!... Ach! das Zimmer, das ich seit acht Jahren bewohne, war, Dank meinen Gebeten, meinen Vorsichtsmaßregeln, gegen die Besuche aller bösen Geister geschützt. Ich trotzte daselbst den Versuchen der Schwarzkünstler und Hexenmeister, und Alles, was ich gethan habe, muß ich nun in dem neuen Zimmer, das ich beziehen werde, wieder thun."

„Du glaubst also, Margarethe, daß die Hexenmeister Dich besuchen würden, wenn Du nicht alle Deine Vorsichtsanstalten träfest?"

„Und warum nicht? Dringen diese Leute nicht aller Orten ein, wohin sie gelangen können?... Dieß kommt daher, weil es in Paris eine große Menge gibt; sie nehmen die Leichname von dem Galgen zu Montfaucon; sie begehen tausend Frevel, um ihre Hexereien gelingen zu machen. Es ist ungefähr fünfzig Jahre... ja, meine Mutter erzählte mir diese Geschichte, daß ein durch's Spiel zu Grunde gerichteter Lakai sich um zehn Thaler dem Teufel verschrieb. Der Dämon verwandelte sich in eine Schlange und nahm Besitz von dem Lakai, indem er ihm durch den Mund in den Leib kroch; von dieser Zeit an machte der Unglückliche schreckliche Grimassen, weil er den Teufel im Leibe hatte. Einige Jahre nachher wurde ein Hauptmann von der Wache durch einen Zauberer entführt..."

„Ach, meine Beste, Du wirst mir wieder Geschichten erzählen, die mir des Nachts bange machen."

„Ich sage dieß nicht, um Ihnen Furcht einzu-

sagen, sondern um Ihnen zu beweisen, daß man gegen die Schwarzkünstler auf der Hut sein und nicht jenen ungläubigen Leuten gleichen müsse, die an Allem zweifeln, da wir doch so viele Beweise von der Macht der Magie haben. Ich werde Ihnen nicht die Marschallin von Ancre anführen, und Urbain Grandier, der in dem Körper der Ursulinernonnen in Boudun Teufel einquartirt hatte, das ist zu furchtbar; allein ich will Ihnen bloß erzählen, was einem Zauberer, Cäsar Perditor genannt, begegnete; dieß schreibt sich von ungefähr siebzehn Jahren her. Sie sehen, mein theures Kind, daß dieß nicht sehr lange ist..."

„Allein, meine Gute, wenn Sie sich mit Ihrem Ausziehen beschäftigten!" sagte Blanca, die nicht sehr begierig schien, Margarethens Geschichte anzuhören.

„Wir haben Zeit," antwortete die alte Dienerin, ihren Stuhl dem des jungen Mädchens nähernd und entzückt, eine Zaubergeschichte erzählen zu können, obschon sie ebenfalls dadurch in Schrecken gesetzt ward. Margarethe beginnt alsobald: „Dieser Cäsar war, sagt man, sehr geschickt in seiner Zauberkunst; er konnte, so oft es ihm einfiel, hageln und donnern lassen; er hatte einen vertrauten Geist und einen Hund, der seine Briefe forttrug und ihm die Antwort wieder zurückbrachte. Eine Viertelstunde von dieser Stadt bewohnte er eine Höhle, in der er den Teufel und die ganze Unterwelt sehen ließ!... Ach, mein armes Kind, man sagt, in einer großen Entfernung von der Höhle habe man des Nachts ein furchtbares Geräusch gehört!... er bereitete Zaubertränke, welche

zur Liebe nöthigten, und verfertigte Gestalten aus Wachs, welche die Personen, deren Bild sie darstellten, vor Liebe tödteten. An einem Tage... nein, es mußte in einer Nacht sein, begab sich ein Greis in die Höhle; er schien sehr unglücklich. Ein großer Herr, ein Wüstling, kurz, ein elender Mensch hatte ihm seine Tochter, sein einziges Kind geraubt; der Greis, der kein Recht erhalten konnte, begab sich in seiner Verzweiflung zu dem Zauberer, um von ihm zu erfahren, auf welche Weise er sich an seinem Beleidiger rächen könne..."

„Meine Beste, ich glaube, es scheint mir, der Herr rufe Ihren Namen," sagte Blanca, Margarethe unterbrechend.

„Nein, nein, er ruft mir nicht... Herr Touquet braucht mich bloß zur Essenszeit. Ich sagte also, daß der Greis sich zu dem Zauberer begab und dieser ihm seine Hülfe versprach. In der That, man hörte diese Nacht in der Höhle noch mehr Geräusch als gewöhnlich, so daß der Polizeilieutenant Leute dahin schickte und Cäsar gefangen in die Bastille geführt wurde, wo der Teufel ihn bald nachher erdrosselte."

„Und der Greis, meine Beste?"

„Er erschien nicht mehr in seiner Wohnung, ohne Zweifel, weil ihn der Teufel auch holte, oder der große Herr erfahren hatte, in welcher Absicht er zu dem Zauberer gegangen sei, und... kurz, man erfuhr nichts mehr von ihm; dieß beweist stets, mein theures Kind, wie gefährlich es ist, mit diesen Leuten Umgang zu haben."

„Ist also der kleine Talisman, den Sie mir gegeben haben und den ich bei mir trage, nicht das Werk eines Zauberers?“

„Nein, gewiß, meine Kleine! im Gegentheil habe ich Ihnen denselben gegeben, um Sie gegen ihre Nachstellungen zu schützen; er steht unter der Obhut meiner Schutzheiligen! Mit ihm, meine theure Blanca, könnten Sie überall hingehen, Ihre Unschuld würde keine Gefahr laufen.“

„Warum erlaubt mir aber in diesem Falle mein guter Freund nicht, mein Zimmer zu verlassen?“

„Ach, meine theure Blanca, weil Herr Touquet an keine Zaubermittel glaubt, und das ist höchst schlimm für ihn!“

„Allein warum tragen Sie, Margarethe, da Sie sich vor Allem fürchten, keinen solchen Talisman.“

„Ach, mein Kind, der Ihrige hat vorzüglich die Eigenschaft, daß er Ihre Tugend bewahrt, und in meinem Alter bedarf man keines Talismans, um sie zu schützen.“

„Meine Tugend? Rauben denn die Zauberer den jungen Mädchen ihre Tugend?“

„Nicht bloß die Zauberer, sondern auch die Liebhaber, die Verführer, kurz, alle schlechten Menschen, von denen Herr Touquet diesen Morgen gesprochen hat.“

„Und was würden denn diese Leute mit meiner Tugend machen?“

„Mein Kind, dieß will sagen, daß sie Dir den Kopf zu verdrehen und Dir Geschmack für die Co=

ketterie, die Unordnung, den Flitterstaat, die Lüge beizubringen suchen würden, kurz, Sie würden dann nicht mehr die weise, die sanfte Blanca sein."

„Ach! ich begreife; allein, meine Beste, ich glaube, daß ich auch ohne Talisman an solchen Dingen nie Geschmack finden würde! Ich möchte nichts thun, das den Mann betrüben könnte, der für meine Kindheit Sorge getragen hat, der so viel gethan hat, seit ich meinen Vater verloren habe!"

„Das ist sehr gut, mein Kind, aber sehen Sie, mit einem Talisman... kurz, ich bin weit ruhiger, und wenn Herr Touquet daran glaubte wie ich, so würde er Ihnen ein wenig mehr Freiheit einräumen. Ich will ihn jedoch nicht tadeln, daß er für Sie die Schlingen der Bösen fürchtet... Sie werden jeden Tag hübscher!"

„Meine Beste, die Bösen quälen also die hübschen Mädchen?"

„Ach ja, meine Theure, ich erinnere mich daran! und unglücklicher Weise schenken die schönen Mädchen den Bösen oft gerne Gehör."

„Sie schenken ihnen gerne Gehör, meine Beste? Sprechen sie besser als die andern Menschen."

„Nein, das nicht, allein sie wissen sich so gut zu verstellen, ihre Worte klingen honigsüß, ihre Augen trügen, ihre Manieren... Ach, wie freut es mich, daß Sie einen Talisman haben."

„Aber, meine Beste, weil ich mein Zimmer nicht verlasse..."

„Ohne Zweifel! allein Sie werden Ihr Zimmer

nicht stets hüten, und unter meiner Aufsicht, scheint es mir, könnte man Ihnen wohl zuweilen einen kleinen Spaziergang erlauben. Herr Touquet ist streng, sehr streng... mir ein anderes Logis anweisen, weil ich bemerkt habe, daß er Nachts nicht schläft! Ist es meine Schuld, wenn er nicht schläft?"

„Mir zu verbieten, mein Fenster zu öffnen..."

„Ach, weil es auf die Straße geht... und wenn er wüßte, daß Sie so oft durch die Scheiben sehen! Allein man kann Sie fast nicht sehen... diese Scheiben sind so klein, so enge beisammen."

„O ja, sie gleichen fast einem Gitter."

„Ein Vater würde nicht strenger sein."

„Ach, Margarethe, er vertritt mir Vaterstelle."

„Ja, ja, ich weiß es wohl, und doch ist er nicht Ihr Vater, nicht wahr?"

„Nein, Margarethe, ich glaube nicht."

„Nach dem, was ich erfahren habe, ehe ich in die Dienste meines Herrn trat, sind Sie die Tochter eines armen Edelmanns, der nach Paris kam, um einen Prozeß zu betreiben... es mag jetzt ungefähr zehn Jahre sein."

„Ja, meine Beste. Ich war damals fünf Jahre und einige Monate alt; es scheint mir jedoch, daß ich mich noch meines Vaters erinnere... er war sehr gut, er umarmte mich oft."

„Und erinnern Sie sich auch Ihrer Mutter?"

„Ach nein; allein ich erinnere mich, glaube ich, noch an jene Nacht, in der wir hier ankamen... wir waren lange im Wagen gesessen, wir kamen von weit her..."

„Und Herr Touquet räumte euch ein Logis ein, denn er vermiethete damals Zimmer... dann...“

„Ich war sehr müde, man gab mir zu essen, dann legte man mich in diesem Zimmer schlafen.“

„Und dann?“

„Ich sah meinen Vater nie wieder. Den folgenden Tag sagte mir Touquet, daß er todt sei.“

„Ja, er soll auf eine elende Weise um's Leben gekommen sein; es fanden damals, wie gegenwärtig nur zu oft noch, nächtliche Kämpfe zwischen Pagen, Lakaien und ehrlichen Bürgern statt, die sich bei ihrer Heimkehr von diesen lasterhaften Buben angegriffen sahen. In jener Nacht wurden tausend Unordnungen auf den Straßen von Paris begangen, mehrere Personen wurden ermordet, und Ihr armer Vater, der ausgegangen war, gerieth bei seiner Rückkehr solchen Bösewichten in die Hände und starb, indem er sich vertheidigte. Dieß ist Alles, was ich erfahren habe. Wissen Sie weiter?“

„Nein, Margarethe; übrigens weißt Du wohl, daß mein Beschützer es nicht gerne hat, wenn man davon redet.“

„Ja, weil er fürchtet, es möchte Ihnen Kummer verursachen.“

„Er ist so gütig gewesen, mich bei sich zu behalten und mich wie seine Tochter erziehen zu lassen, auch bin ich von der höchsten Dankbarkeit gegen ihn erfüllt.“

„O ja, er hat sich sehr gut benommen und liebt Sie, obschon er nicht viel schmeichelt oder viele Worte

macht; ich bin überzeugt, daß ihm Ihr Wohl ungemein am Herzen liegt. Es scheint, er habe nicht im Sinne, sich zu verheirathen, obschon er noch sehr jung ist; er ist wohlhabend, wohlhabender sogar, als er scheinen will."

„Du glaubst, Margarethe?"

„Ach still! wenn er wüßte, daß ich dieß gesagt und daß ich ihn manchmal Gold zählen gesehen habe, er würde mich auf der Stelle fortschicken!"

„Du hast ihn Gold zählen gesehen?"

„Das habe ich Ihnen nicht gesagt, meine Theure; nein, nein, ich habe nichts gesehen. Ach Gott! wir schwatzen zu lange. Ich werde besser daran thun, mich mit meinem Ausziehen zu beschäftigen."

„Ich gehe mit Dir, meine Beste."

„Kommen Sie, weil Sie es so haben wollen."

Blanca folgt Margarethen, die in ihr Zimmer hinaufsteigt und seufzend daran denkt, daß sie es verlassen muß. Um ihren Gram zu zerstreuen, beeilt sich Blanca, die Möbeln und Effekten der alten Dienerin in das gegenüber liegende Zimmer zu tragen. Vergebens ruft Margarethe ihr zu: „Sachte, meine Jungfer, tragen Sie nichts fort, was ich nicht überall mit geweihtem Wasser besprengt habe."

Blanca hat, um ihr eine Mühe zu ersparen, die Ausräumung bald vollendet und Margarethe entschließt sich endlich, ihr neues Gemach zu beziehen, das sie abermals ihrer Schutzheiligen empfiehlt.

„Du wirst Dich hier besser befinden," sagte Blanca zu ihr, „dieses Zimmer ist bequemer, größer."

„Ich finde es düster," sagte Margarethe, furchtsame Blicke um sich werfend; „dieser große Alkov, dieser düstere Umhang, diese Winkel... Ach! meine Jungfer, sehen Sie, wenn es Ihnen beliebt, ob in diesem großen Schrank nichts ist."

Blanca öffnet den Schrank, durchsucht ihn und findet ein kleines, mit Staub bedecktes Buch.

„Dieß ist Alles, was ich gefunden habe, meine Beste," sagte sie, das Buch der Alten überreichend, die ihre Brille aufsetzt und sagt: „Laß uns ein wenig sehen, was es ist."

Margarethe kann endlich, nicht ohne Mühe, lesen: ‚Zauberbuch des Schwarzkünstlers Odoart, des berühmten Nestelknüpfers.'

„Ach, mein Gott!" sagte Margarethe, das Buch fallen lassend, „ich bin verloren, wenn dieser Zauberer dieses Zimmer hier bewohnt hat; barmherziger Gott! ein Nestelknüpfer."

„Was will das heißen, ein Nestelknüpfer, meine Beste?"

„Dieß will heißen... dieß will heißen, meine Jungfer, ein sehr böser Mensch, der seinen Nächsten nicht liebt; kurz, ein Mensch, der behext und seinen Nächsten unglücklich macht."

„Ach! das ist sehr boshaft; gibt es noch solche Nestelknüpfer?"

„Ach ja, mein theures Kind, und sie behexen noch immer, denn ich habe in meinem Leben viele Personen getroffen, die von ihnen bezaubert worden waren. Laß uns das verbrennen, schnell verbrennen."

Margarethe beeilt sich, das Zauberbuch in das Kamin zu werfen, wo es Feuer fängt; dann beginnt sie Gebete an ihre Schutzheilige zu richten, und Blanca kehrt in ihr Zimmer zurück und nimmt ihre Arbeit wieder zur Hand.

Viertes Kapitel.

Der Ritter Chaudoreille.

Kaum hatten Blanca und Margarethe den hintern Saal verlassen, so eilte Touquet mit den Worten einem Manne entgegen, der in den Laden trat: „Kommst Du doch einmal, mein theurer Chaudoreille, Du läßt lange auf Dich warten, und ich habe heute gerade mit Dir zu reden.“

Die Person, die so eben in den Laden des Herrn Touquet getreten, war ein Mann von vierunddreißig Jahren, der aber wenigstens fünfundvierzig alt schien, so zusammengesunken war seine Gestalt, so eingefallen seine Wangen; seine gelbe Gesichtsfarbe war bloß durch zwei scharlachrothe Punkte auf seinen Backenbeinen contrastirt, die ihren Ursprung durch ihren schimmernden Glanz deutlich verriethen. Seine Augen waren klein, aber ziemlich lebhaft, und Herr Chaudoreille rollte sie beständig umher, ohne sie jemals auf die Person zu heften, mit der er sprach; seine kurze und aufgestülpte Nase stach gegen die Größe seines Mundes ab, über welchem ein ungeheurer Schnurrbart, so roth wie seine Haare, thronte, während auf seiner Unterlippe ein königlicher Knebelbart

wuchs, der sich auf seinem Kinn zuspitzte. Dieser Cavalier war nicht ganz fünf Fuß hoch, und die Magerkeit seines Körpers ward noch sichtbarer in der engen Jacke, die ihn umschloß; an seinem Wammse fehlten an mehreren Orten Knöpfe, und einige schlechte Ausbesserungen waren nahe daran, Risse zu bilden. Dagegen gaben seine viel zu weiten Beinkleider seinen Schenkeln einen ungeheuern Umfang, und die Beine, die daraus hervorgingen, schienen noch hagerer; denn die Trichterstiefeln, die er trug, und die auf seine Fußknöcheln zurückfielen, konnten die Mangelhaftigkeit der Waden nicht verbergen. Diese Stiefel, von dunkelgelber Farbe, hatten zwei Zoll hohe Absätze, an denen man stets Sporen bemerkte; das Wamms und die Beinkleider hatten eine verblichene Rosafarbe und waren von einem kleinen Mantel von derselben Farbe begleitet, der beinahe bis auf die Taille herabging; man denke sich hiezu noch eine sehr hohe Krause, einen kleinen, auf das Ohr gesetzten Hut, auf dem ein alter rother Federbusch wehte, einen alten Gürtel von grüner Seide, einen Degen, der weit länger war als man sie trug, und dessen Griff bis an die Brust heraufreichte, und man wird ein getreues Gemälde von dem Manne haben, der sich den Ritter von Chaudoreille nannte, dessen leichter gascognischer Accent seinen Ursprung verkündigte, und der im Gehen den Kopf emporrichtete, die Nase hoch trug, die Hand auf der Hüfte hatte und die Kinnkehle spannte, als ob er bereit sei, sich in Position zu stellen und alle Vorübergehenden herauszufordern.

Beim Eintritt in den Laden wirft sich Chaudoreille auf eine Bank, gleich einem Ermüdeten, und legt seinen Hut neben sich, während er ausruft: „Laßt uns einmal ausruhen, ich habe es wohl verdient!... Au! welche Nacht! großer Gott, welche Nacht!"

„Ei der Teufel, was hast Du denn diese Nacht gethan, daß Du so ermüdet bist?"

„Ach, nichts, als was ich gewöhnlich thue, drei oder vier große Schlingel abgebläut, welche den Wagen einer Gräfin anhalten wollten; zwei Pagen, welche ein junges Mädchen insultiren wollten, verwundet; einen Studenten, der durch das Fenster in ein Haus steigen wollte, einen tiefen Stich mit dem Degen beigebracht; vier Diebe, welche einen armen Edelmann ausplündern wollten, der Wache überliefert... dieß ist es ungefähr, was ich diese Nacht gethan habe."

„Alle Teufel," sagte Touquet, indem ein ironisches Lächeln um seinen Mund spielte, „weißt Du auch, Chaudoreille, daß Du allein so viel ausrichtest als drei Patrouillen; es scheint mir, der König oder der Herr Kardinal sollten ein so schönes Betragen belohnen und Dich zu irgend einem wichtigen Posten im Polizeidepartement ernennen, statt einen so wackern, so nützlichen Mann tagtäglich auf den Straßen umherirren und in die Spielhäuser und Kneipen laufen zu lassen, um daselbst einen Thaler zu erwischen."

„Ja," sagte Chaudoreille, der sich stellte, als merke er auf den letzten Theil der Phrase des Barbiers nicht, „ich gestehe, daß ich sehr tapfer bin, und daß

mein Degen dem Staate oft genützt hat, das heißt, den Unterdrückten; allein ich handle ohne Eigennutz, ich gebe den Regungen meines Herzens nach, das liegt im Blute. Zum Teufel! die Ehre vor Allem! und in unserem Jahrhundert scherzen wir nicht!... Ich bin das, was man am Hofe einen raffinè d'honneur nennt; ein beleidigender Blick, ein etwas kalter Gruß, ein Mantel, der an dem meinigen vorbeistreift, entblößt meinen Degen, ich kenne nur das! Ich würde mich mit einem Kinde von fünf Jahren schlagen, wenn es sich gegen mich verfehlte."

„Ich weiß, daß wir in einer Zeit leben, in der man sich um eine Kleinigkeit schlägt, aber ich habe nie sagen gehört, daß Deine Zweikämpfe Aufsehen erregt haben."

„Der Teufel, mein lieber Touquet, die Todten können nicht sprechen, und die, welche mit mir zu thun haben, kommen nicht sobald wieder an's Tageslicht. Du hast von dem berühmten Balagni, mit dem Beinamen: der Brave, der vor ungefähr fünfzehn Jahren im Duelle getödtet wurde, sagen gehört... Wohlan, mein Freund, ich bin sein Zögling und Nachfolger!"

„Es ist ein Unglück für Dich, daß Du nicht zwei Jahrhunderte früher auf die Welt gekommen bist; die Tourniere fangen an aus der Mode zu kommen, und die Ritter, welche Beschimpfungen rächten und Riesen niederhieben, werden gegenwärtig nur noch in den Gemäldesammlungen gesehen."

„Es ist gewiß, daß, wenn ich in den Zeiten der

Kreuzzüge gelebt hätte, ich zweitausend Saracenen-Ohren aus Palästina zurückgebracht haben würde; allein mein theurer Roland ist daselbst gewesen, dieser furchtbare Degen, den ich von einem Urvetter habe, der ihn von dem wüthenden Roland erhalten hat. Er hat schon verteufelt viele Leute in die andere Welt geschickt!"

„Ich befürchte stets, er möchte Dich umwerfen, er scheint mir viel zu groß für Dich."

„Er ist jedoch um einen Zoll kürzer geworden, seit ich ihn habe, und das durch vieles Brauchen; wenn ich noch eine Zeitlang so fortfahre, so wird er noch zu einem kleinen Stilet zusammenschmelzen."

„Lassen wir Deine Prahlereien, Chaudoreille; ich habe von anziehenderen Dingen mit Dir zu reden."

„Wenn Du mich vorerst rasiren wolltest, ich habe es sehr nöthig; mein Bart wächst des Nachts zwei Mal stärker, wenn ich des Abends nichts zu Nacht speise."

„Es scheint also, daß Du seit einigen Tagen gefastet hast."

Während der Barbier alle nöthigen Anstalten trifft, um dem Ritter Chaudoreille den Bart zu scheeren, schnallt dieser seinen Degen los, und nachdem er die Runde in dem Laden gemacht hat, um einen Ort aufzufinden, an den er ihn schicklicher Weise legen könnte, entschließt er sich, ihn auf seinen Knieen zu behalten; er entledigt sich seines Mantels, nimmt dann die ein wenig welke Krause weg, die seinen Hals umgibt, und überläßt sein kleines, mageres

und originelles Gesicht der Sorge des Barbiers, der mit dem Becken und der Seifenkugel ausgerüstet vortritt.

Der Barbier fängt damit an, den langen Raufer, welchen Chaudoreille achtungsvoll auf seinen Knieen hält, in eine Ecke des Ladens zu werfen; der Ritter macht eine Bewegung der Verzweiflung und ruft: „Was machst Du, Unglücklicher? Du wirst meinen Roland zerbrechen ... den Degen des Neffen Karls des Großen!"

„Wenn es eine gute Klinge ist, wird sie nicht zerbrechen. Wie soll ich Dir den Bart scheeren, wenn Du diese große Partisane auf den Knieen hältst?"

„Du hättest ihn wenigstens mit Vorsicht ergreifen sollen... Sandis! Du bist fast eben so rasch als ich."

„Willst Du, daß ich Dir den Knebelbart abschneiden soll?"

„O nein, nie, nie!... ein Ritter ohne Knebelbart! Wie kommst Du dazu? Willst Du, daß man mich für ein junges Mädchen halten soll?"

„Ich glaube nicht, daß man sich hierin irren wird."

„Das ist gleich; ich hänge mit Leib und Seele an meinem Knebelbart... und der königliche... das läßt gut ... das gibt ein männliches Aussehen... Ah! der König Franz der Erste wußte wohl, was er that, als er diesen kleinen Büschel am Kinne trug... Findest Du nicht, daß ich hinsichtlich des Aussehens eine falsche Aehnlichkeit mit diesem Könige habe?"

„Eine sehr falsche, in der That; denn ich wette, daß sie Niemand bemerken wird. Allein zur Sache; ich habe Dir einen Auftrag zu geben. Du hast gegenwärtig freie Zeit?“

„Ja wohl, d. h. es gibt nichts, was ich um Deinetwillen nicht bei Seite zu legen bereit wäre... Ich habe zwar zwei oder drei verliebte Zusammenkünfte, und fünf bis sechs Ehrensachen... allein, dieß kann verschoben werden...“

„Du kannst einige Pistolen gewinnen.“

„Ich bin der Mann, der in's Feuer läuft, wenn es Dir nützlich werden kann.“

„Die Sache geht mich nicht gerade selbst an.“

„Ja, ich verstehe... kitzliche Aufträge... Du weißt, daß ich Dir schon bei mancher Gelegenheit gedient habe.“

„Ich hoffe, Du wirst dießmal geschickter sein, denn die Art, wie Du Dich der letzten Aufträge, die ich Dir ertheilt hatte, entledigt hast, könnte mich nicht bewegen, mich Deiner noch einmal zu bedienen.“

„Ach! mein theurer Touquet, sei nicht ungerecht; es scheint mir, daß ich mich ziemlich gut dabei benommen habe. Erstens hast Du mir aufgetragen, einem Fräulein einen Brief zu überbringen, ohne daß die Eltern es erfahren...“

„Ja, und Du händigtest das Billet gerade ihrer Mutter ein.“

„Der Teufel, konnte ich errathen? Diese Frau hatte Schminke, Blumen, Spitzen... ein Korset, das ihr die Taille so dünn machte als mein Dau-

men! Ich habe geglaubt, sie sei das Fräulein; mit ihren Reifen, ihren Basquinen, ihren ungeheuern Kopfbedeckungen werden die Weiber endlich machen, daß man sie gar nicht mehr unterscheiden kann..."

„Ein anderes Mal sagte ich Dir, Du sollest scheinbar einen Streit mit einem Deiner Freunde anfangen, damit sich Leute auf der Straße versammelten, und der Wagen einer jungen Frau, mit der man sprechen wollte, angehalten würde. Du läßst Dir zwei oder drei Ohrfeigen geben und läufst davon."

„Ach, mein Freund, halte Dich nur an meine Tapferkeit! Ich wußte wohl, daß der Streit nur scheinbar war; dessen ungeachtet fühlte ich bei der dritten Ohrfeige, daß mir das Blut in's Gesicht stieg, und ich lief weg, weil ich befürchtete, ich möchte mich erzürnen."

„Dieses Mal, hoffe ich, wirst Du Dich besser betragen."

„Sprich, bedarfst Du meines Arms, meiner Tapferkeit?"

„Nein, Gott sei Dank, ich werde Deine Tapferkeit nicht auf die Probe stellen. Die Sache ist sehr einfach und wird keine große Anstrengung Deines Genies erfordern."

„Um so schlimmer; ich schwöre bei Roland, daß ich mich aufgelegt fühle, allen Gefahren zu trotzen... Nimm Dich in Acht, mein Freund, Du näherst Dein Rasirmesser meiner Nase; Du wirst mir endlich noch ein Stück davon wegnehmen, und dieß würde die Reize meiner Physiognomie verringern."

„Fürchten Sie nichts, tapferer Chaudoreille, ich werde Ihr Gesicht respektiren! Es wäre jammerschade, wenn man es beschädigte.“

„Ja, gewiß, und dieß würde mehr als einer großen Dame, die sich herabläßt, gegen Deinen Diener gütig zu sein, Thränen entlocken.“

„Diese großen Damen sollten Dir ein anderes Wamms schenken, denn das Deinige hat es wohl verdient, daß es in den Ruhestand versetzt wird.“

„Mein Theurer, die Liebe hält sich nicht bei solchen Kleinigkeiten auf... ich gefalle mit oder ohne Wamms... die Haltung ist es, die Alles macht... und ich steche mehr als einen Ritter aus, der mit Gold und Edelsteinen bedeckt ist. Wenn ich übrigens Spitzen, Manschetten u. s. w. wollte, so würde es mich bloß ein Lächeln kosten. Ach, mein Gott! nimm Dich doch in Acht, mein lieber Touquet... da kommt der Hund des Nachbars und nimmt meine Halskrause. Ach, der Galgenstrick; er hat sie in seinem Rachen...“

„Du mußt sie ihm wieder abnehmen.“

„Das ist schnell gesagt... dieser verfluchte Hund beißt Jedermann.“

Chaudoreille steht halbrasirt auf und ergreift seinen Degen, den er aus der Scheide zieht; allein unterdessen verläßt der Hund den Laden, mit der Halskrause im Munde, und der gascognische Ritter verfolgt ihn auf der Straße unter dem Rufe: „Meine Halskrause! Sandis, meine Halskrause! Haltet den Dieb an!“

Chaudoreille's Geschrei bewegt den Hund zu größerer Eile, und die Vorübergehenden staunen diesen halb entkleideten, auf der einen Wange rasirten und auf der andern mit Seife bedeckten Menschen an, der mit dem Degen in der Hand durch die Straße läuft und „Dieb! Dieb!" ruft. Die Gaffer versammeln sich, denn es gab solche schon im Jahre 1632: sie verfolgen Chaudoreille auf dem Fuße, um den Ausgang des Abenteuers zu erfahren; die Kinder werfen den Hund mit Steinen, und dieser verdoppelt seine Geschwindigkeit, schlägt den Weg nach einer Allee ein und entschwindet den Blicken des Ritters, der ganz ermüdet endlich Halt macht, einen tiefen Seufzer ausstoßend. Sein Zorn wächst, als er bemerkt, daß ihn Jedermann lachend anblickt; er schwört Rache, aber so leise, daß Niemand ihn hören kann, und durch die ihn umgebende Menge sich Bahn machend, begibt er sich mit niedergeschlagenem Herzen wieder in das Haus des Barbiers.

„Du mußt toll sein, daß Du so durch die Straße rennst," sagte Touquet, den Chaudoreille's Entfernung ungeduldig gemacht hatte; „Du hättest es verdient, daß ich Dir den Rest Deines Bartes nicht abnehme."

„Zum Henker, Du hast das leicht sagen!... Ich bin bestohlen!... eine prächtige Halskrause..."

„Du wirst eine andere umthun."

„Ich habe keine andere!"

„Durch ein Lächeln wirst Du Alles erlangen, was Du willst."

„Ja, aber ich bin jetzt nicht zum Lachen aufgelegt."

„Wohlan, beruhige Dich! Wenn unsere Sache gelingt, wie ich nicht zweifle, so werde ich Dir einige Thaler geben, womit Du Dir einige Krägen kaufen kannst; denn die Krausen sind nicht mehr Mode."

Diese Versicherung mildert Chaudoreille's Kummer ein wenig, und er setzt sich nieder, um sich vollends rasiren zu lassen.

„Du wirst heute in die Altstadt gehen," erwiederte der Barbier, die Toilette des Ritters beendigend, „in die Straße Calandre, wo Du ungefähr mitten in der Straße in den Laden einer Parfümerie-Händlerin treten wirst."

„Ja, ja, ich kenne sie; bei ihr pflege ich mich zu versehen."

„Um so besser, Du wirst desto leichtern Zutritt haben; auch mußt Du das junge Mädchen kennen, das ich Dir beschreiben werde: zwanzig Jahre, mittlere Gestalt, eine leichte Haltung, braune Haare, schwarze und ziemlich lebhafte Augen."

„Höre, ich glaube nicht, daß ich sie kenne, da ich schon zwei Jahre keine wohlriechenden Essenzen mehr gekauft habe, weil sie meine Nerven angreifen."

„Wenn Du Dich enthalten könntest, Chaudoreille, mir jede Minute Lügen vorzuschwatzen, so würde mir dieß großes Vergnügen machen."

„Was verstehst Du darunter? ... ich lüge ... ich schwöre Dir bei Roland..."

„Schweig' und höre! Ein großer Herr ist in das junge Mädchen verliebt, das ich Dir so eben beschrie-

ben habe. Dieser große Herr ist der Marquis von Villebelle ...“

„Ei! der Marquis von Villebelle, er ist ein Schalk, der von sich reden macht; ich bin entzückt, für einen Menschen von diesem Schlag arbeiten zu können. Er ist eben so tapfer als großmüthig... ein Galgenvogel meiner Art! Ich will ihm Beweise von meinem Eifer und meinem Genie geben.“

„Du mußt damit anfangen, daß Du das Maul hältst: bedenke wohl, daß der geringste Mangel an Verschwiegenheit Dich theuer zu stehen kommen würde. Ich würde Dir den Namen dessen, der mir den Auftrag ertheilt hat, nicht genannt haben, wenn das junge Mädchen ihn nicht bereits wüßte; allein da sie ihn Dir selbst nennen könnte, so ist es besser, daß Du ihn durch mich erfährst... Erinnere Dich weiter, daß ich Dir den Auftrag ertheile, und nicht der Marquis. Ich könnte ihn selbst ausrichten, allein ich fange an, den Ruf eines rechtschaffenen und weisen Mannes zu erlangen; man glaubt allgemein, daß ich, zurückgekommen von den Irrthümern meiner Jugend, mich in keine Intriguen mehr mische, und es liegt mir sehr viel daran, diese gute Meinung, die man von mir gefaßt hat, nicht zu vernichten.“

„Ah, Schurke, Du bist so boshaft als ein Affe; Du betreibst Deine Geschäfte deßwegen nur desto besser und Deine kalte und strenge Miene täuscht Viele. Beim Henker! Du hast recht, man muß sich verstellen; dieß ist das wahre Wesen der Intrigue, und ich werde mich bestreben, künftig nicht mehr so

zügellos und locker auszusehen, damit ich die unschuldigen Kleinen desto besser verführen kann."

Der Barbier zuckt die Achseln und macht eine ungeduldige Bewegung, die sein Rasirmesser von Neuem der Nase des Ritters nahe bringt, dessen Gesicht noch bleicher wird, ausgenommen den Theil seiner Wangen, dessen Colorit unveränderlich scheint.

„Der Henker!" ruft Touquet aus, den Ritter mit der einen Hand an seiner Nasenspitze haltend, damit er sich nicht bewegen möge, und mit der andern ihm den Bart vollends abnehmend; „kannst Du Dich nie ruhig verhalten und vor der Klinge meines Rasirmessers nicht zittern?... Du verdientest, daß Dir das ganze Gesicht zerfetzt würde. Wohlan, steh' auf, ... es ist geschehen."

„Großen Dank!" ruft Chaudoreille aus, der nun freier athmet. „Ich bin rasirt wie ein Cherubim. O! Du hast eine so geschickte als leichte Hand... Ich bin Dir jetzt siebenundsiebenzig Bärte schuldig."

„Es ist gut, wir werden späterhin mit einander rechnen."

„Ich weiß, daß Du Dich auf mich verläßst... Du gleichst nicht jenem Barbiere, der einen meiner Freunde auf Kredit rasirt, und ihm jedes Mal einen Schnitt beibringt, um die Bärte darnach zu zählen."

„Laß uns über unsere Sache einig werden, bevor Leute kommen."

„Sprich immer, ich höre Dir zu, während ich mein Gesicht abwische."

„Du wirst also zu der Parfümeriehändlerin gehen und Etwas kaufen.“

„Ach ja, einen Halskragen oder eine Krause zum Beispiel.“

„Gleichviel!“

„Ich finde, daß die Krausen mir besser stehen.“

„Schweig doch, verfluchter Schwätzer! Es handelt sich hier nicht von Deinem Aussehen. Du wirst Dich mit dem jungen Mädchen, das ich Dir beschrieben habe, in ein Gespräch einlassen; Du wirst ihr sagen, daß der Marquis von Villebelle bis zum Sterben in sie verliebt ist...“

„Ja, ich will ihr sagen, daß er sich vor ihren Augen erdolchen wird, wenn sie sich nicht ergibt...“

„Es handelt sich hier nicht vom Erstechen. Welch' ein schönes Mittel, um eine Dirne zu verführen!“

„Allein ich verführe sie nie anders!“

„Man spricht von Geschenken, Edelsteinen u. s. w. Dieß macht sie weit schneller weichherzig.“

„Jeder hat seine Methode; was mich betrifft, ich erweiche sie nie damit. Uebrigens werde ich Alles sagen, was Du verlangst; ich werde den Marquis großmüthig und freigebig machen, wie ein Gascogner.“

„Kurz, Du wirst im Namen des Marquis eine geheime Zusammenkunft auf morgen Abend verlangen.“

„Wo das?“

„Wo Du willst; allein am besten in einem wenig besuchten Stadtviertel.“

„Sehr gut; dann?"

„O, das Uebrige geht mich an."

„Noch eines: wenn die Kleine keine Zusammenkunft gewähren wollte?"

„Kannst Du es glauben: ein Ladenmädchen, das weiß, daß es dem edlen Marquis von Villebelle gefallen hat? Ich bin versichert, daß sie bereits vor Ungeduld brennt, irgend einen Boten ankommen zu sehen. Du müßtest Dich sehr linkisch benehmen, wenn Du Deinen Zweck nicht erreichtest."

„Sei ruhig, ich bin kein Lumpenhund, und ich wünschte, daß diese Geschichte mir die Gunst des Marquis erwärbe."

„Noch einmal, nicht mit ihm, sondern mit mir wirst Du zu schaffen haben, und wenn Dir ein einziges Wort in Beziehung auf dieses Abenteuer entfährt, wenn Du das Unglück hast, von dem Marquis zu sprechen, so sei überzeugt, daß mein Scheermesser dieses Gesicht, das Du so werth zu halten scheinst, nicht unversehrt lassen wird."

Die Augen des Barbiers kündigten den festen Entschluß an, sein Versprechen zu halten; Chaudoreille beeilte sich daher, den Degen zu ergreifen, und sich ihn um den Leib schnallend, murmelte er: „Ja, ohne Zweifel halte ich mein Gesicht werth; es verdient dieß auch und ich verdanke ihm sehr glückliche Augenblicke. Dieser Teufel von Touquet spaßt unaufhörlich. Allein unter Freunden darf man sich nichts übel nehmen; wir kennen Beide unsere gegenseitige Tapferkeit: es ist daher überflüssig, daß wir

uns Beweise von ihr geben. Ich schwöre Dir bei Roland die größte Verschwiegenheit, und Du weißt, ob man auf mich zählen kann; Du kennst mich nicht erst seit heute: unsere Freundschaft schreibt sich schon von fünfzehn Jahren her. Wir sind zwei Schelme, die ihresgleichen suchen; wie viele Intriguen sind durch unser Talent glücklich geleitet worden! Du, auf herkulische Art gebaut, ein antikes Gesicht, von edler Haltung, wurdest von den großen Damen, d. h. von den Frauen von hoher Gestalt angebetet. Ich, kleiner, aber schön gewachsen, eine neuere Physiognomie, ich verlasse mich auf die Anmuth und Leichtigkeit. Die Liebe hat Dich nie sehr beschäftigt... Du zogst das Geld vor. Ah, das Geld und das Spiel, daran fandest Du Dein Vergnügen; was mich betrifft, so liebe ich das Spiel auch, ich gestehe es...ich habe eine furchtbare Force im Piquet... allein die Galanterie nimmt einen großen Theil meiner Zeit weg; ich kann nicht anders. Ich liebe die Frauen und das ist nicht zum Verwundern: ich bin ihr verdorbenes Kind, sie haben den Pfad meines Lebens mit Blumen bestreut, diejenigen nicht zu zählen, welche ich noch pflücken darf! Ich habe ihnen mein Herz und meinen Degen geweiht, allein Liebe und Tapferkeit führen nicht immer zum Glücke; Du hast es schneller erhascht als ich, und ich wünsche Dir Glück dazu. Während ich der Spur einer Venus folgte, machtest Du ohne mich irgend eine verwickelte Intrigue gelingen. Denn dieses Haus gehörte ehedem nicht Dir und gegenwärtig bist Du Eigenthümer

davon. Es ist Dir nicht aus den Wolken zugefallen ...“

„In was mengst Du Dich,“ sagte der Barbier in geringem Tone, „was liegt Dir daran, wie ich mir dieses Haus erworben habe? Habe ich Dich nicht bezahlt, so oft ich mich Deiner bediente; ja, habe ich Dir oft nicht mehr gegeben, als Du verdientest?... Laß es Dir gesagt sein, Chaudoreille, wenn Du willst, daß wir gute Freunde bleiben sollen: wenn es Dir lieb ist, daß ich Dich zuweilen einige Thaler gewinnen lasse, so bleibe mit Deinen einfältigen Fragen zu Hause und suche nicht zu erforschen, was man nicht für gut findet, Dir anzuvertrauen, sonst werfe ich Dich zu meiner Boutik hinaus, und nie wirst Du sie dann wieder betreten.“

„Ei, ei! so, so! der Teufel! er ist ein kleiner Vesuv, dieser liebe Touquet. Pest! wenn ich mich meiner natürlichen Hitze so überließe wie Du, so würden wir schöne Sachen machen; es ist vorbei... still von der Sache! Du siehst mich angekleidet ... nur meine Krause fehlt mir ... wie werde ich es machen, daß ich ohne sie ausgehen kann?“

„Du bist ja eben erst halb entkleidet ausgegangen.“

„Allein so eben hatte ich meinen Degen in der Hand, und in solchen Augenblicken sehe ich nichts als mein Schlachtopfer. Das ist gleich, ich werde meinen Mantel ein wenig weiter heraufziehen. Ah! ich vergaß das Wesentliche: um in dem Laden der Kleinen Etwas kaufen zu können, muß ich Geld haben und ich sitze im gegenwärtigen Augenblicke ausgebeutelt.“

„Hier, nimm diese zehn Thaler; dieß ist eine Abschlagszahlung von dem, was ich Dir geben werde, wenn Du meine Absichten gut erfüllst.“

„Es ist eine abgemachte Sache,“ sagte Chaudoreille, das Geld nehmend und aus seinem Gürtel einen alten, vor Zeiten rothen seidenen Beutel ziehend, in den er die zehn Geldstücke, welche ihm der Barbier so eben gegeben hatte, einzeln und mit einer gewissen ehrfurchtsvollen Miene fallen ließ.

„Es ist noch zu frühe,“ sagte Touquet, „um Dich zu der Parfümeriehändlerin zu begeben; diese Damen öffnen ihre Läden nicht so frühe wie wir. Könntest Du, in Erwartung des schicklichen Augenblicks, nicht zur Blanca hinaufgehen und ihr eine Lection in der Musik geben? Dieß würde sie zerstreuen, und ich gestehe, daß sie auf ihrem Zimmer, wo bloß Margarethe bei ihr ist, wenig Unterhaltung haben wird.“

Sobald Chaudoreille Blanca's Namen hört, hebt er die Augen gen Himmel empor und stößt einen Seufzer aus, den er alsbald erstickt, indem er ausruft: „A propros, wie befindet sie sich, dieses hübsche Kind? Ich war so eben im Begriff, nach ihr zu fragen, denn es ist schon mehr als hundert Jahre, daß ich sie nicht mehr gesehen habe.“

„Sie befindet sich sehr wohl; allein sie langweilt sich... sie möchte gerne ausgehen.“

„Was der Teufel auch! warum schickst Du mich nicht öfter zu ihr, um ihr Gesellschaft zu leisten. Ich würde sie unterhalten, diese schöne Blanca, und ihr Etwas vorspielen.“

„Ich bin nicht überzeugt, daß Du sie sehr unterhalten würdest. Blanca sagt, Du singest ihr stets das Nämliche und sie sei jetzt auf der Zither so stark als Du.“

„Wie eigenliebig doch diese jungen Mädchen sind; ich gestehe, daß sie reißende Fortschritte gemacht, und das ist nicht zum Verwundern: ich habe eine Lehrmethode, die einen Esel in den Stand setzen würde, Töne auszuspinnen. Uebrigens hat die Kleine Verstand; allein ich schmeichle mir, daß ich ihr noch lange Unterricht geben kann.“

„Chaudoreille, ich habe Dir einen großen Beweis von Zutrauen gegeben, als ich Dir erlaubte, Blanca zu sehen; Du hast mir geschworen, nie von ihrer Schönheit zu sprechen.“

„Sei ruhig; wenn man mich zufällig fragt, ob ich das junge Mädchen kenne, das Du erziehest, so antworte ich, wie wir mit einander übereingekommen sind, daß ich sie drei oder vier Mal gesehen habe, daß sie weder schön noch häßlich sei... eine jener Figuren, von denen man nichts sagen kann!“

„Das ist gut, wenn man wüßte, daß in diesem Hause eine der schönsten Jungfrauen von Paris wohnt, so hätte ich keinen ruhigen Augenblick mehr. Unaufhörlich von einer Schaar von Liebhabern, Galgenvögeln und Wüstlingen bestürmt, würde diese Wohnung der Sammelplatz aller schlechten Subjecte des Stadtviertels werden. Ich könnte mich keinen Augenblick entfernen, ohne daß einer von ihnen in Blanca's Zimmer zu schleichen suchen würde, und Margarethens

Aufsicht, so wie die meinige, wäre unzureichend, um alle Unternehmungen der Galans zu vereiteln. Um mir alle diese Unannehmlichkeiten zu ersparen, entziehe ich Blanca den Blicken der Neugierigen."

„O! die Sache, von dieser Seite betrachtet, thust Du wohl daran und ich billige Dich!... Du mußt sie nicht sehen, sie keine Minute ausgehen lassen! Wenn Du willst, werde ich überall sagen, daß sie abscheulich, einäugig, hinkend und buckelig ist."

„Nein, nein, man muß die Vorsicht nie zu weit es treiben und in das entgegengesetzte Extrem verfallen!"

„Allein es wäre so schmerzlich, wenn irgend ein elender Abenteurer uns diese schöne Blume entrieße..."

„Wie! uns entrieße?"

„Ich will sagen, Dir entrieße! Der innige Antheil, den ich an ihrem Wohle nehme, hat mich verleitet, so zu sprechen. Sie ist in der That ein Edelstein!... Die Aufrichtigkeit, die Offenherzigkeit des ersten Alters! Ah! wie glücklich bist Du, Touquet; ich wette, Du sparst diesen Schatz für Dich auf!"

„Für mich?" sagte der Barbier, die Stirne runzelnd. Hierauf trat eine augenblickliche Stille ein, während welcher Chaudoreille, vor einem kleinen Spiegel stehend, sich nur damit beschäftigte, gewisse Geberden einzustudiren.

„Ich habe Dir bereits gesagt, daß ich die Fragen nicht liebe," antwortete endlich Touquet; „allein ich sehe, daß Du so lange unverbesserlich sein wirst, bis Deine Schultern die Kraft meines Armes gefühlt haben..."

„Stets Späße! ... Du bist der scherzhafteste Mensch!“

„Wohlan, geh' zur Blanca hinauf; Du wirst drei Viertelstunden daselbst bleiben und Dich sodann durch den Gang wieder entfernen: ich will nicht, daß die Leute, die sich in meinem Laden befinden werden, Dich aus dem Innern meines Hauses kommen sehen. Du wirst Dich hierauf an den bestimmten Ort verfügen und mir heute noch von dem Erfolge Deines Schrittes Bericht abstatten.“

„Um die Mittagszeit?“

„Nein, heute Abend, wenn es anfängt dunkel zu werden.“

„Wie Du willst. Ach, mein Gott! wie soll ich ohne Krause zu meiner jungen Schülerin gehen?“

„Wird Dich das zu singen verhindern?“

„Nein, allein die Wohlanständigkeit ... dieser nackte Hals ... leihe mir einen Kragen ... etwas ...“

„Der Teufel! wozu so viele Umstände! ... und glaubst Du, daß Blanca Deinem Gesichte große Aufmerksamkeit schenkt?“

„Mein Gesicht! ... mein Gesicht! ... Es scheint, wenn man Dich hört, ich sei ein Albinos ...“

„Hier sind Leute ... pack' Dich.“

Der Barbier schiebt Chaudoreille in den Gang hinaus, von wo aus dieser, nachdem er ungefähr eine Viertelstunde lang nachgesonnen hatte, wie er seinen Mantel halten wolle, sich endlich entschließt, zu seiner Schülerin hinaufzusteigen.

Fünftes Kapitel.

Die Musiklection.

Blanca arbeitete, an einem Fenster sitzend, dessen kleine und etwas schwarze Scheiben die Gegenstände auf der Straße kaum zu unterscheiden gestatteten. Indessen blickte das junge Mädchen zuweilen durch dieselben, um sich zu zerstreuen; nicht als ob sie traurig und bekümmert gewesen wäre, allein ein junges Mädchen, das sich ihrem sechszehnten Jahre nähert, fühlt in ihrem Herzen eine gewisse Leere und unbestimmte Wünsche, von denen sie sich nicht wohl Rechenschaft ablegen kann; sie seufzt, wird nachdenkend, ein Nichts stört sie, das geringste Geräusch, der Ton einer Stimme, die sie nicht kennt, beschleunigt die Pulse ihres Herzens; sie betrachtet sich öfter in ihrem Spiegel, macht ihre Toilette sorgfältiger und doch kennt sie den Gegenstand noch nicht, den sie entzücken will. Allein ein geheimer Instinkt flößt ihr das Verlangen, zu gefallen, ein, weil sie anfängt, das Bedürfniß der Liebe zu fühlen, und alles das verursacht Träumereien und macht seufzen, ohne daß man weiß warum... wenigstens in jener Zeit. Was die jungen Mädchen unserer Zeit betrifft, so träumen sie auch, allein man versichert, daß sie weniger seufzen.

Der Charakter des Barbiers, seine kalte und ernsthafte Miene in Blanca's Gegenwart forderte nicht zum Zutrauen auf und imponirte dem jungen Mädchen, dessen offenes Herz einen Freund zu suchen schien.

Sie war von Achtung und Gehorsam gegen Touquet erfüllt, sie betrachtete ihn als ihren Wohlthäter, allein sie konnte nicht offen mit ihm reden, denn die lakonischen Antworten des Barbiers kündigten wenig Lust an, sich in eine lange Unterhaltung einzulassen. Dagegen war Margarethe sehr schwatzhaft: sie hätte gerne einen ganzen Tag lang geplaudert, allein sie sprach von nichts als von Herenmeistern, Schwarzkünstlern, Dieben, und dieß unterhielt Blanca nicht, die diesen schrecklichen Geschichten ein sanftes Liebeslied oder eine Rittererzählung vorzog; denn die Liebe war die starke Seite der Ritter, und seiner Dame zwanzig Jahre treu bleiben war nicht die geringste Heldenthat eines Paladins.

Blanca träumte also, als man sanft an ihre Thüre klopfte, und bald erschien zwischen der Thüre und der Wand der kleine Kopf des Ritters Chaudoreille, der in häßlichem Tone sagte: „Kann man eintreten, interessante Schülerin?“

Blanca blickt auf und bricht in ein lautes Gelächter aus, als sie das Gesicht des Ritters erblickt; dieß war die gewöhnliche Wirkung, welche seine Gegenwart auf das junge Mädchen hervorbrachte. „Treten Sie ein, treten Sie ein, mein werther Lehrer,“ sagte sie, sich erhebend, um Chaudoreille zu grüßen, der nun mit seinem ganzen Leibe in dem Zimmer erscheint und Blanca drei so tiefe Verbeugungen macht, daß sein Degen jedesmal vorschießt und er, sich wieder aufrichtend, gezwungen ist, seinen Roland in die Scheide zu stecken.

„Ich bin so sehr gewohnt, ihn zu ziehen," sagte Chaudoreille, seinen Degen wieder an seinen Ort bringend, „daß er nicht einmal zwei Stunden ruhig in seiner Scheide bleiben will... Wohlan! beruhige Dich, Roland; Du weißt wohl, mein theurer Gefährte, daß die Nacht nicht vorübergeht, ehe ich Dir Beschäftigung gebe."

„Wie, Herr Chaudoreille, Sie schlagen sich täglich?"

„Was wollen Sie, schöner Engel, das ist mein Element. Ich könnte nicht ruhig schlafen, wenn ich den Degen nicht gezogen hätte, und ich würde krank werden, wenn ich drei Tage zubringen müßte, ohne die Erde von irgend einem Schurken oder Nebenbuhler zu befreien!... Aber lassen wir das, und sprechen wir von Ihnen, holdes Geschöpf! Sie sind, scheint es mir, noch schöner, noch frischer geworden, Sie sind eine Knospe, die sich entwickelt, eine Blume, die aufgehen will, eine Frucht, die... befinden Sie sich übrigens wohl?"

„Sehr wohl. Kommen Sie, um mir Unterricht in der Musik zu geben?"

„Ja, wenn Sie es erlauben wollen. Es ist schon lange, daß ich dieses Glück nicht mehr gehabt habe."

„Ich hoffe, Sie werden mich etwas Neues lehren."

„Der Henker, ich habe Sie noch lange nicht Alles gelehrt, was ich verstehe! Uebrigens, wenn es an Neuigkeiten fehlen sollte, so könnten Ihre schönen Augen mich anfeuern, eine Ballade in sechszig Stanzen aus dem Stegreife zu dichten."

Blanca ergreift die Zither und reicht sie dem

Ritter dar, der sie, die Augen gen Himmel emporhebend und einen tiefen Seufzer ausstoßend, empfängt.

„Sind Sie krank, Chaudoreille?“ fragte das junge Mädchen, über dieses Stöhnen erstaunt.

„Nein, ich bin nicht krank, und doch fühle ich mich nicht behaglich,“ antwortete Chaudoreille, die Geberden, die er vor dem Spiegel eingeübt hatte, in Anwendung bringend.

„Es scheint, Sie athmen sehr schwer,“ erwiederte Blanca; „vielleicht hat Ihr Magen Ihr gestriges Nachtessen nicht recht verdaut.“

„Verzeihen Sie mir ... ich schwöre Ihnen, daß von demselben nicht die geringste Spur mehr in mir ist! ... Ich verabscheue die Unverdaulichkeit; pfui! ich bringe mich nie in den Fall, daß ich an ihr leide.“

„Singen Sie mir, was Sie mich lehren sollen; dieß wird Sie besser machen.“

„Sie ist die Unschuld selbst,“ sagte Chaudoreille zu sich, die Zither stimmend, „sie erräth nicht, warum ich seufze; dessenungeachtet merke ich, daß sie mich mit Vergnügen sieht ... Geduld, ihr Herz wird in Kurzem sprechen, und ich werde ihr Sieger sein.“

Blanca hat ihre Arbeit wieder zur Hand genommen, Chaudoreille setzt sich neben sie nieder, und nachdem er eine Viertelstunde lang damit zugebracht hat, die Zither zu stimmen, hustet er, räuspert, schnäuzt sich, kehrt sich auf seinem Stuhle um, ordnet seinen Mantel, verdreht den Mund, beißt mit der Zunge auf die Lippen, und beginnt endlich mit greller und

schneidender Stimme ein altes Klagelied, das Blanca schon hundert Mal gehört hatte.

„Ich kenne dieß, mein theurer Lehrer," sagte sie, ihn unterbrechend; „es ist eines von den drei Stücken, die Sie mich gelehrt haben."

„Glauben Sie?"

„Wohlan, ich will es Ihnen singen."

Blanca nimmt das Instrument und sich mit Anmuth begleitend, verschönert ihre melodische Stimme das alte Klagelied. „In der That," sagte Chaudoreille, „Sie machen die Uebergänge gerade so wie ich; es scheint mir, ich höre mich selbst."

„Lehren Sie mich daher ein anderes," sagte das junge Mädchen, ihm das Instrument wiedergebend, und Chaudoreille stimmte ein Ringellied über die hohen Thaten Pipins des Kurzen an. „Ich kenne es ebenfalls," sagte Blanca, ihn unterbrechend.

„In diesem Falle werde ich Ihnen ein reizendes Hirtenlied singen."

„Mein Gott, es wird das dritte sein, das Sie mich gelehrt haben. Sie kennen also keine andere?"

„Verzeihen Sie mir; allein da ein verfluchter Hund mit meiner Krause zum Teufel ging, während man mir den Bart abnahm, so kann ich mit bloßem Halse keinen neuen Gesang wagen ... dieß hemmt den Schwung meines Genies; übrigens ist das Hirtenlied stets eine Neuigkeit, da ich Variationen daran mache, so oft ich es singe."

„Wohlan, ich höre," sagte Blanca, die Augen auf die Straße richtend. Chaudoreille stößt einen

neuen Seufzer aus, und nachdem er sich die Stellung gegeben hat, die ihm die günstige scheint, um seine Reize geltend zu machen, beginnt er das Hirtenlied, das er Blanca vorsang, so oft er ihr Unterricht ertheilte.

„J'ai perdu ma tourtérelle
„Est ce point elle que j'oi?
„Je veux aller après elle ...
„Tu régrettes ta fémelle!
„Hélas! aussi fais je moi! ...
„J'ai perdu ma tourtérelle."

In diesem Augenblicke zogen herumwandernde Sänger durch die Straße. Sie halten vor dem Hause des Barbiers und lassen, sich mit ihren Mandolinen begleitend, italienische Gesänge ertönen. Blanca hört zu. Diese Musik, die von der, welche ihr Lehrer ihr vorsingt, himmelweit verschieden ist, regt ihr Herz angenehm auf, und dem Fenster sich nähernd, ruft sie aus: „Ah! wie schön ist das!"

„Ja, ohne Zweifel, es ist hübsch," sagt Chaudoreille, der in der Meinung ist, das junge Mädchen spreche von dem Hirtenliede; „allein man muß auch den Ausdruck, den ich ihm gebe, wohl auffassen... Bemerken Sie doch: J'ai perdu ma tourtérelle; welch' ein herzzerreißender Ausdruck des Schmerzes, heben Sie die Augen gen Himmel empor und schlagen Sie den Takt mit dem linken Fuße... Est ce point elle que j'oi? ... einen leisen flötenden Ton... dabei machen Sie eine überraschende Bewegung und halten Sie mit der Fistel aus... Je veux aller après elle! ... eine verwirrte Miene, und stets dasselbe Schlagen mit dem Daumen und dem Zeigefinger... Tu

régrettes ta fémelle... dieß verlangt langes Anhalten; Tu régrettes... reine Cadenz; ta fémelle... verstärken Sie den Ton und steigen Sie immer..."

„Ach! wie würde es mich freuen, wenn ich oft eine solche Musik hören könnte," sagte Blanca, die Chaudoreille's Worte nicht beachtet und bloß die Italiener hörte.

„Ich wünschte meinerseits, Ihnen alle Tage Unterricht zu ertheilen, verführerisches Jüngferchen, allein meine vielen Beschäftigungen!... und dann erlaubt Meister Touquet nicht oft, daß ich das Vergnügen Ihrer Gegenwart genieße... und ferne von Ihnen singe ich unaufhörlich: Tu régrettes ta fémelle..."

„Das ist ein Gondelliedchen, nicht wahr, mein Herr?"

„Nein, meine schöne Freundin, das heißt man ein Hirtenlied: der Lieblingsgesang unserer alten Troubadours und der Schäfer, welche um ihre Schäferinnen trauern."

„Schade, daß ich nicht italienisch verstehe!"

„Wie! italienisch? um zu sagen: N'est ce point elle que j'oi?..."

„Schweigen Sie! schweigen Sie!... Sie singen jetzt französisch," sagte Blanca, sich an das Fenster wendend, und dem Ritter durch einen Wink bedeutend, daß er sich nicht rühren solle.

„Was soll das heißen," rief der Zitherlehrer, sich mit Erstaunen erhebend, „ich soll schweigen!... kommt es daher, weil Sie dieß zu sehr rührt? Zum Teufel mit den Gassensängern, die Sie hindern, mich zu hören! Ich weiß nicht, was mich zurückhält, hinab....

zueilen und sie mit dem Degen in der Hand fortzutreiben."

„Wenn ich mein Fenster zu öffnen wagte," sagte Blanca seufzend; „aber nein, Herr Touquet hat es mir verboten!... die hübsche Melodie!... Ach, ich werde mich noch lange an sie erinnern... J'aime et c'est pour la vie... ma mie est tout pour moi! dieß ist der Schlußreim."

„Nein, göttliche Blanca, die Worte lauten: J'ai perdu ma tourtérelle, n'est ce point elle que j'oi?"

Die Sänger haben sich entfernt. Blanca verläßt das Fenster, und sich umwendend bemerkt sie, wie Chaudoreille den Hals vorstreckt, um einen Ton besser auszuspinnen. Sie kann die Lachlust nicht bändigen, zu der sie die Miene des Ritters anregt, und dieser gafft sie mit aufgesperrtem Munde an, nicht wissend, wie er ihr Gelächter nehmen soll, als Margarethe in das Gemach tritt.

„Es ist endlich verbrannt," sagte die Alte eintretend.

„Was denn?" ruft Chaudoreille aus.

„Ein Zauber-, ein Hexenbuch!... es hat lange gedauert, bis es Feuer fing, diese Bücher sind an's Fenster so gewöhnt!"

„Was soll das heißen, Margarethe? Hat sie Zauberbücher? sie, die stets zittert... will sie mit den Geistern der andern Welt in Verbindung treten?"

„Ach! Gott behüte mich, Herr Chaudoreille; allein ich will Ihnen sagen, wie dieses Buch in meine Hände gekommen ist, in denen es jedoch nicht lange blieb,

denn es schien mir, es verbrenne mir die Finger. Mein Herr will, daß ich ein anderes Zimmer beziehen soll... weil... allein nicht das wollte ich Ihnen sagen..."

„Besinne sie sich ein wenig auf das, was sie mir sagen will."

„Kurz, ich muß das Zimmer verlassen, das ich bisher bewohnt, und in ein anderes gehen, in das seit den acht Jahren, in denen ich in diesem Hause bin, Niemand den Fuß gesetzt hat, und das man ehedem wahrscheinlich eben so wenig bewohnte... es ist so schwarz, so düster; die Scheiben, auf denen ein zwei Zoll dicker Staub liegt, lassen das Tageslicht kaum in das Gemach dringen."

„Ich glaube, Gott verzeih' mir, daß sie mir alle Spinngewebe herzählen wird, die sie daselbst gefunden hat... Was halten Sie davon, meine verführerische Schülerin?"

Blanca antwortete nichts, denn sie merkte nicht auf Margaretha's Worte: sie beschäftigt sich mit dem Schlußreime, den sie so schön gefunden hat, und wiederholt ganz leise: „J'aime et c'est pour la vie!" und Chaudoreille, der sie in ihre Träumereien versunken sieht, will sie nicht stören, überzeugt, daß das junge Mädchen ihr Herz gegen die Reize des Hirtenliedes nicht hat verwahren können.

„Es ist nicht von Spinnen die Rede," beginnt die alte Dienerin in mürrischem Tone wieder; „wenn ich nur das gesehen hätte!... allein in einem Schranke hat Blanca ein Teufelsbuch gefunden: es war das

Zauberbuch eines Hexenmeisters, genannt Odoart. Haben Sie von diesem Zauberer gehört?"

„Ich erinnere mich nicht!"

„Wenn sie von einem beherzten Manne, von einem Ehrenhelden (raffiné d'honneur) mit mir spräche, so würde ich ihn ohne Zweifel kennen... allein ein Zauberer, was Teufels will sie, daß ich mit ihm thue... diese Leute schlagen sich nicht."

„Herr Chaudoreille, da Sie so tapfer sind, müssen Sie mir einen Dienst erweisen."

„Worin besteht er?" sagte Chaudoreille, Margarethens Worten mehr Aufmerksamkeit schenkend.

„So eben, nachdem ich das Zauberbuch dieses Odoarts, mit dem Beinamen der große Nestelknüpfer, verbrannt hatte, habe ich mein Zimmer von Neuem untersucht und es, wie Sie sich leicht denken können, überall mit geweihtem Wasser besprengt."

„Dann?"

„In dem Alkov habe ich eine kleine Thüre gesehen... man würde nie merken, daß sich daselbst eine Thüre befindet... allein obschon alt, habe ich doch gute Augen..."

„Zur Sache, ich bitte sie," erwiedert Chaudoreille, dessen Augen eine Unruhe blicken lassen, die er vergebens zu verhehlen sucht.

„Wohlan, mein Herr, ich gestehe Ihnen, daß ich es nicht gewagt habe, diese Thüre zu öffnen: sie verschließt ohne Zweifel irgend ein Cabinet; allein dieser Alkov ist so tief, so schwarz! Sie würden mich daher sehr verpflichten, wenn Sie mit mir hin-

aufstiegen und zuerst hineinträten, um das Gemach, das sich da befinden muß, zu untersuchen, denn ich wage es nicht, Herrn Touquet darum zu bitten; er würde sich über mich lustig machen."

"Und er hätte recht; der Teufel! wie, Margarethe, in ihrem Alter nicht mehr Muth haben?"

"Was wollen Sie, ich fürchte, es möchte sich irgend ein Kobold in diesem Cabinete befinden, der mir in's Gesicht spränge, wenn ich die Thüre öffnete, die vielleicht seit vielen Jahren verschlossen ist; denn ich habe Herrn Touquet nie in dieses Zimmer treten sehen."

"Dringen die Kobolde nicht durch das Schlüsselloch ein?... fort, Margarethe, sie ist eine Träumerin, und ich erröthe ihrer Kleinmüthigkeit wegen für sie."

"Kann man wohl sagen, daß die Zauberer in Paris selten sind? Hat man nicht im Arsenal eine besondere Kammer errichtet, um sie zu richten?"

"Dieß ist wahr, ich gestehe es, allein ich sehe nicht, was sie auf die Vermuthung bringt, daß es in diesem Hause solche gegeben hat."

"Ach, Herr Chaudoreille!... wenn ich Ihnen Alles sagte, was ich gesehen und gehört habe... und des Nachts alles Geräusch, das..."

"Was hast Du denn gesehen, meine Beste?" sagte Blanca, die aus ihrer Träumerei erwachte und so eben die letzten Worte der Alten vernommen hatte.

"Nichts... nichts, Jungfer."

Und die alte Dienerin fügt in leiserem Tone, an den Ritter sich wendend, hinzu: "Mein Herr will es

nicht haben, daß ich hievon rede, und er würde mich aus dem Hause jagen, wenn er erführe, daß...“

„Es ist genug, ich will nicht weiter davon hören,“ sagte Chaudoreille aufstehend und nach seinem Hute greifend; „und da Touquet ihr verbietet, diese Possen zu erzählen, so bitte ich sie, mir die Ohren nicht mehr damit zu betäuben.“

„Allein Sie werden mit mir hinaufsteigen, um dieses Cabinet zu besichtigen; nicht wahr, mein Herr?“

„Ach, mein Gott, ich höre zehn Uhr schlagen; ich sollte bereits in der Altstadt sein. Nicht um ihre alten Mährchen anzuhören, habe ich zehn Thaler erhalten. Ich eile fort; auf Wiedersehen, meine reizende Schülerin... ich bin entzückt, daß meine letzten Variationen Ihnen gefallen haben... ich hoffe, Ihnen in Kurzem eine neue Lection geben zu können. Bei einem Lehrer wie ich werden Sie eine Virtuosin werden!“

Nach diesen Worten steht Chaudoreille auf, legt seine linke Hand auf seine Hüfte, rundet seinen rechten Arm, als ob er fechten wolle; allein statt seinen Roland aus der Scheide zu ziehen, greift er nach seinem Hute und macht Blanca eine ehrfurchtsvolle Verbeugung, dann geht er rasch an Margarethe vorbei, die ihn vergebens zurückhalten will, öffnet die Thüre und steigt schnell die Treppe hinab, die Worte trillernd:

„Tu régrettes ta fémelle,
„Hélas! aussi fais je moi.“

Sechstes Kapitel.

Die Verliebten. — Die Plaudereien.

Der Laden des Barbiers war mit einer Menge Leute aus verschiedenen Ständen angefüllt: Bürger, Studenten, Pagen, Dichter, Abenteurer und sogar junge Edelleute; denn in dieser Zeit erlaubte der gute Ton den vornehmen Stutzern, sich manchmal unter die niedersten Klassen der Gesellschaft zu mischen, theils um eine für sie anziehende Sprache anzuhören und sich dadurch neue Genüsse zu bereiten, theils um den Leuten, unter die sie sich mengten, irgend einen Streich zu spielen.

Der Laden des Meisters Touquet war groß und mit Bänken versehen, was fast ein Luxus in einer Zeit war, in der man selbst in den Theatern nicht saß. Der Barbier bediente seine Kunden mit einer großen Schnelligkeit; er versah Alles, antwortete Jedem und richtete für sich allein so viel aus als zehn Perückenmacher unserer Zeit. Seine gewandte und geschickte Hand hatte ihm den Ruf einer der besten Barbiere in Paris erworben und lockte viele Zierlinge in sein Haus, weil man unter der mittlern Klasse sich eine Ehre daraus machte, das Kinn streichelnd sagen zu können: Ich bin von Touquet rasirt worden. Allein die, welche er bedient hatte, blieben zuweilen noch eine Zeitlang in seinem Laden, um sich mit den Personen zu unterhalten, die noch warteten, bis die Reihe an sie kam. Da die meisten

dieser Müßiggänger wünschten, einige Augenblicke über die Neuigkeiten des Tages und die Abenteuer der Nacht zu sprechen, so traf man um zehn Uhr Morgens stets ziemlich zahlreiche Gesellschaft bei Meister Touquet.

Hier sah man alle Arten von Toiletten; allein damals, wie auch gegenwärtig, war der Reichthum der Kleidung nicht immer ein Beweis von hohem Rang oder Wohlhabenheit. Der Geschmack für den Luxus wurde allgemein, weil man bloß glänzenden Equipagen und prächtigen Kleidern Achtung zugestand; das wahre Verdienst, ungekannt, glanz- und ruhmlos, blieb vergessen und dürftig! Man versichert, daß dieß gegenwärtig noch so sei.

Bei Hofe konnte man sich leicht Zutritt verschaffen; man durfte, um daselbst eingeführt zu werden, nur nach Art der Höflinge gekleidet sein: ein Hut, auf dem ein Federbusch prangte, ein Wamms und Mantel von Atlas oder Sammt, ein Degen am Gürtel, und alles das mit goldenen oder silbernen Treffen geschmückt, waren die nöthigen Erfordernisse. Jeder suchte sich diese glänzende Außenseite zu verschaffen, und man richtete sich zu Grunde, um reich zu scheinen.

Man suchte jedoch diesem Hange zum Luxus, der das Elend der Zeit nnr schlecht verbarg, Einhalt zu thun.

Im Jahre 1633 und 34 wurden mehrere Edikte gegen die allzugroße Kleiderpracht erlassen, allein diese Gesetze wurden bald überschritten. Die Männer werden stets den Wunsch hegen, mehr zu scheinen,

als sie sind, und die Frauen zu verbergen, was sie sind.

Unter den verschiedenen, in dem Laden des Barbiers versammelten Individuen befand sich auch ein Mensch, der mit Niemand sprach und sogar an der Erzählung der scandalösen Abenteuer der verflossenen Nacht keinen Antheil zu nehmen schien. Es war ein junger Mensch, der höchstens neunzehn Jahre alt schien. Er hatte eine Gesichtsbildung, die keineswegs glücklich genannt werden konnte, denn man gibt diesen Namen gewöhnlich jenen Jubelmienen, jenen runden, frischen, rothen und vollen Gesichtern, die Gesundheit und Frohsinn athmen. Dieser hatte schöne Augen, allein eine blasse Gesichtsfarbe, edle Züge, allein ein etwas melancholisches Aussehen, kurz, er hatte ein sogenanntes interessantes Gesicht; und diese sind im Allgemeinen in der Liebe glücklicher als die glücklichen Physiognomien.

Die Kleidung dieses jungen Menschen war sehr einfach: keine Verzierung, keine Stickerei war auf seinem grauen Rocke zu sehen, der bis auf die Kniee mit Knöpfen versehen und nach Art unserer heutigen kleinen Reiseröcke geschnitten war; sein Gürtel war schwarz, keine flatternden Bänder an seinen Beinen oder Armen, kein Degen, keine Spitzen, keine Federn an den breiten Bändern seines Huts.

Er befand sich schon ziemlich lange in dem Laden des Barbiers. Bei seinem Eintritte hatten seine Augen etwas Anderes als den Herrn des Hauses zu suchen geschienen; er hatte sie in den Hinterladen ge-

worfen, und warf sie noch oft dahin. Schon mehrmals war die Reihe an ihn gekommen, und Touquet hatte zu ihm gesagt: „Wenn es Ihnen beliebt, Herr Baccalaureus!“ Die Tracht des jungen Menschen war in der That die, welche die Studenten in Paris damals gewöhnlich trugen. Allein der Baccalaureus begnügte sich, auf jede Einladung zu antworten: „Ich habe keine Eile,“ und ein Anderer trat an seine Stelle.

Nach Verfluß einiger Zeit entfernten sich die Müßiggänger und Schwätzer, und der junge Mensch befand sich allein bei Touquet, der sein Betragen sonderbar zu finden anfing.

„Jetzt können Sie Ihren Platz keinem Andern mehr abtreten,“ sagte der Barbier, dem Fremden einen Stuhl anbietend. „In der That, ich werde Ihnen den Bart nicht abnehmen, denn Sie haben keinen am Kinn... allein Sie sind ohne Zweifel aus irgend einer Ursache hierher gekommen... Sie haben nur zu befehlen, mein Herr.“

„Ja,“ sagte der junge Mensch mit verlegener Miene und seine Blicke noch nach dem Hinterladen richtend, „ich möchte... meine Haare sind zu lang und...“

„Setzen Sie sich hieher, Herr Baccalaureus; Sie werden sehen, daß ich geschickt bin. Ich handhabe die Scheere so gut als das Scheermesser.“

Der junge Mann entschließt sich endlich, dem Barbier seinen Kopf zu überlassen, allein sobald dieser ihn einen Augenblick frei läßt, wendet er sich um und blickt in den Hinterladen.

„Suchen Sie Etwas, mein Herr?" sagte Touquet endlich, dem dieses Benehmen nicht entgeht.

„Nein... nein... ich sah bloß, ob Sie allein seien..."

„Ja, mein Herr, Sie sehen, daß ich Niemand brauche, um meinen Kunden Genüge zu thun."

„In der That, man hat mir gesagt, daß Sie sehr geschickt seien."

„Und Sie haben auch Zeit gehabt, mein Talent zu beurtheilen, denn Sie befinden sich beinahe schon zwei Stunden in meinem Laden."

„Ich hatte durchaus keine Eile... und dann wollte ich bei Ihnen einige Erkundigungen einziehen... Sagen Sie mir, mein Freund, wer den ersten Stock dieses Hauses bewohnt?"

„Ich, mein Herr," sagte Touquet nach einer augenblicklichen Zögerung; der junge Mensch aber scheint unzufrieden darüber, daß er diese Frage gethan hat. „Darf ich wissen, mein Herr, inwiefern Sie dieß interessirt?" fragt Touquet, den Unbekannten aufmerksam betrachtend.

„Ach!... ich suche ein Logis in diesem Stadtviertel... ich würde mich mit einem einzigen Zimmer begnügen... Vermiethen Sie keine Zimmer und könnten Sie mir nicht eines einräumen, wenn dieses Haus Ihnen gehört?"

„Dieses Haus gehört in der That mir, mein Herr, und doch kann ich Ihrem Wunsche nicht entsprechen. Schon seit langer Zeit vermiethe ich keine Zimmer

Bayerische Staatsbibliothek München

mehr, und ich habe im ganzen Hause, das nicht sehr geräumig ist, keinen leeren Raum."

„Wie! Sie sollten mir nicht einmal ein einziges Zimmer, ein einziges Cabinet überlassen können ... Ich wiederhole es, ich möchte in diesem Stadtviertel wohnen, weil ich oft in der Nähe des Louvre Geschäfte habe... ich würde Ihnen Alles bezahlen, was Sie von mir verlangten."

„Alles!" sagte der Barbier, einen ironischen Blick auf die einfache Kleidung des jungen Menschen werfend. „Sie lassen sich vielleicht ein wenig zu weit ein, Herr Student. Uebrigens kann Ihrem Wunsche nicht genügt werden; ich fordere Sie auf, Ihrem Plane zu entsagen."

Touquet legt einen starken Nachdruck auf diese letztere Phrase, und eine leichte Röthe färbt das Gesicht des Jünglings. Allein der Barbier hat nun sein Geschäft beendigt, und der junge Mensch kann nun seinen Aufenthalt unmöglich bei einem Manne verlängern, der nicht geneigt scheint, die Unterhaltung fortzusetzen, und dem er bereits zu viel gesagt zu haben befürchtet. Der Student steht auf, bezahlt und entfernt sich aus dem Laden, allein nicht ohne noch einmal nach den Fenstern des Hauses hinaufzuschauen.

„Dieß ist ein Verliebter," sagte Touquet zu sich, sobald sich der Unbekannte entfernt hatte. „Ja, seine Verwirrung ... seine Blicke ... seine Fragen ... o, ich kenne alles das! Ich habe den Liebenden zu oft schon gedient, als daß ich mich je hierüber täu-

schen könnte. Verflucht... das ist es eben, was ich fürchtete... Wie viele Unannehmlichkeiten sehe ich voraus! Wie viele Bekümmernisse stehen mir bevor! Er hat Blanca gesehen, aber wo?... wann?... wie?... Nie hat sie ohne mich das Haus verlassen, und das ist so selten... Gleichwohl ist dieser junge Mensch in sie verliebt, ich wollte hundert Goldstücke wetten. Holla! Margarethe, Margarethe!"

Die alte Dienerin hatte die starktönende Stimme ihres Herrn gehört; sie vollendet ein stilles Gebet an ihre Schutzheilige und steigt in den Laden hinab.

„Seit wann ist Blanca ausgegangen, ohne daß ich es weiß?" fragt der Barbier in barschem Tone.

„Ausgegangen, Jungfer Blanca?" antwortet Margarethe, ihren Herrn erstaunt anblickend.

„Ja, ausgegangen mit ihr. Antworte sie doch."

„Gute heilige Jungfrau, das ist seit zwei Jahren nicht geschehen; damals war Blanca noch ein Kind; Sie erlaubten ihr nur zuweilen, mit mir einen Spaziergang auf der Pré-aux-Clercs zu machen... allein seit dieser Zeit ist die arme Kleine, glaube ich, nur zwei Mal mit Ihnen ausgegangen, und es war noch dazu Nacht, und Blanca hatte einen sehr dichten Schleier..."

„Ich frage sie nicht, ob sie mit mir ausgegangen sei. Und ist während meiner Abwesenheit kein Mensch gekommen, der mit ihr von Blanca gesprochen und sich in ihr Zimmer zu schleichen gesucht hätte?"

„In der That, ich würde ihn sehr gut aufnehmen! Kennen Sie mich nicht?... Den Ritter Chau-

dereille ausgenommen, sieht das Fräulein Niemand; was den Letztern betrifft, so hat er ihr diesen Morgen eine Musiklection gegeben ..."

„O, Chaudoreille ist nicht gefährlich! ... allein wenn irgend ein Student, irgend ein junger Page in meiner Abwesenheit käme und Blanca zu sprechen suchte, so sei sie darauf bedacht, diese Wagehälse sogleich fortzuschicken."

„Ja, mein Herr, ja. O! Sie können ruhig sein ... Hat übrigens dieses schöne Kind nicht stets den kostbaren Talisman bei sich, der es vor jeder Gefahr bewahrt? Ich würde zehn Liebhaber herausfordern, ihr den Kopf zu verdrehen, so lange sie ihn trägt, und ich wache darüber, daß sie ihn nie von sich entfernt."

„Wache sie darüber, daß sie ihr Fenster nie öffnet, dieß wird besser sein. Falls dieß vorkäme, so wäre ich genöthigt, ihr den kleinen Saal, der nicht auf die Straße geht, als Wohnung anzuweisen."

„Ach, mein Herr, Blanca würde daselbst vor Langeweile sterben; man sieht dort fast gar nichts, und die arme Blanca, die nicht ausgeht, müßte daselbst des Tags bei Licht arbeiten."

„Wenn das nicht wäre, so würde sie es schon längst bewohnen," sagte Touquet mit gedämpfter Stimme und gab der Dienerin einen Wink, sich zu entfernen, was diese mit den Worten that: „Welch' ein Unglück, nicht an die Zaubermittel zu glauben! Wenn der Herr daran glaubte, so würde er dieser armen Kleinen nicht jedes Vergnügen rauben."

Der Barbier hatte sich in seiner Meinung, daß der junge Mensch, der seinen Laden so ungern verlassen hatte, ein Verliebter sei, nicht betrogen.

Der Gesang der Italiener hatte Blanca's Ohren so sehr bezaubert, daß sie sich an das Fenster gelehnt und sich in dieser Stellung nicht gerührt hatte, während ihr Musiklehrer Variationen an dem Hirtenlied machte. In eben diesem Augenblicke ging Urbain vorüber; er war stehen geblieben, um die Musik anzuhören, und während dessen hatten sich seine Blicke nach Blanca's Fenstern gerichtet. Anfänglich hatte er nichts als sehr kleine Scheiben gesehen; allein später hatten seine Augen hinter diesen Scheiben eine so schöne Gestalt und so schöne Augen bemerkt, daß er unbeweglich stehen geblieben war, die Blicke auf jenes Fenster geheftet, an welchem das reizende Bild regungslos stand.

Nach Beendigung der Musik war die schöne Gestalt verschwunden, und der junge Mensch hatte zu sich gesagt: „Es ist also kein Irrthum: in diesem Hause lebt ein Engel, eine Gottheit."

Und da dieser Engel, diese Gottheit das bescheidene Haus eines Barbiers bewohnte, so hatte der Baccalaureus in den dritten Himmel zu dringen geglaubt, als er in den Laden des Meisters Touquet trat; allein zu irdischeren Gedanken zurückgekommen, als er nur Leute sah, die sich den Bart abnehmen ließen, was nichts Göttliches an sich hat, aller Essenzen ungeachtet, mit denen man uns das Kinn beschmiert, hatte Urbain in der Hoffnung, die reizende

Gestalt daselbst zu erblicken, seine Blicke in den Hinterladen geworfen, und seinen Aufenthalt bei dem Barbier so sehr als möglich verlängert.

Wir haben gesehen, was das Resultat seiner Unterhaltung mit Meister Touquet war. Der junge Mensch entfernt sich mißvergnügt; er sieht ein, daß es ein Mißgriff von ihm gewesen ist, den Barbier auszufragen, der wahrscheinlich der Vater der Person ist, die er bereits anbetet; denn die jungen Leute wurden in jener Zeit fast eben so schnell von Liebe entflammt, als in der unsrigen. Er fühlt, daß er, ehe er in den Laden trat, einige Erkundigungen bei den Nachbarn des Barbiers hätte einziehen sollen, und entschließt sich, da zu enden, wo er hätte beginnen sollen. Die Bäcker haben von jeher sehr richtige Aufschlüsse über ihre Nachbarn ertheilen können, weil die Nachbarn alle gezwungen sind, zu dem Bäcker zu gehen oder zu schicken. Urbain bemerkt einen Bäckerladen in einer geringen Entfernung; er eilt in denselben und knüpft, während er einen Semmel bezahlt, ein Gespräch mit einer Frau an, die sich an dem Zähltische befindet; bald mischen sich alle Dienerinnen, die in diesem Augenblicke herbeikommen, in die Unterhaltung.

„Kennen Sie einen Barbier in dieser Straße?"

„Einen Barbier? Ja, mein schöner Herr, da unten an der Ecke der Straße Honoré, den Meister Touquet... Haben Sie mit ihm zu schaffen?"

„O, er ist ein geschickter Mann in seinem Fache! auch ist er sehr reich geworden... durch Bartscheeren

oder irgend etwas Anderes, ich kann es Ihnen nicht gewiß sagen! Nicht wahr, Frau Ledoux?"

„Es ist gewiß," sagte Frau Ledoux, einen Korb voll Gemüse auf den Zähltisch stellend, „daß Touquet nicht immer in dem besten Rufe gestanden ist! Ich bin schon zwanzig Jahre in diesem Stadtviertel, und Gott sei Dank, ich weiß Alles, was da vorgegangen ist, Alles, was man da gethan hat, und Alles, was man noch da thut. Allein, um auf Meister Touquet zurückzukommen, o, das ist ein verschmitzter Schlaukopf; er hat sich vor ungefähr fünfzehn Jahren in dieser Straße niedergelassen und das Haus gemiethet, das Herrn Richard, dem Tuchhändler, gehörte..."

„Ihm, dessen Frau im siebenten Monate ihrer Ehe zwei ziemlich fette und ziemlich quatschelige Zwillinge geboren hat?".

„Ja, und diese gleichen ihrem Vater nicht im mindesten. Touquet wurde damals Zimmervermiether und Barbier-Badehalter, und die Chronik sagt, er sei zudem noch den jungen Leuten von Stande bei ihren Liebesabenteuern beigestanden. Er hatte damals zwei Ladenjungen, und hätte reich werden sollen; gleichwohl aber ward er eine Zeitlang bettelarm, denn seine Ladenjungen verließen ihn, weil er sie nicht bezahlen konnte. Man erstaunte daher vor zehn Jahren, als er die Erziehung der Tochter eines Mannes übernahm, den er nicht kannte, der zufällig ein Logis bei ihm gemiethet hatte, und der in einem nächtlichen Streite zwischen einigen schlechten Sub-

jecten und den Wachen getödtet wurde. Der arme Mann! ... man fand seinen Leichnam da unten ... in der Straße St. Honoré vor dem Laden des Krämers ... erinnern Sie sich daran, Frau Legras?"

Frau Legras, die in diesem Augenblicke in die Bäckerswohnung tritt, wirft sich unverzüglich auf einen Sessel und ruft aus: „Guten Tag, meine Damen! Großer Gott, wie theuer sind heute die Fische! man kann nicht an sie hin!"

Urbain sagt seufzend zu sich: „Ach, die Fische werden uns vom Barbier entfernen; allein um in der Liebe Fortschritte zu machen, muß man oft Geduld haben!" und das, was sich von all diesem Geklatsch auf Touquet bezog, war dem jungen Studenten ungemein willkommen.

„Ich wollte einen Aal kaufen, um meinen Mann damit zu bewirthen, aber unmöglich ..."

„Ist dieß sein Leibessen?"

„Nein, aber er hat mich gestern um die Bastille spazieren geführt, und eine Galanterie ist die andere werth! ... Ich kann mit Stolz sagen, daß es wenige Haushaltungen gibt, in denen so große Eintracht herrscht wie in der unsrigen; in den vier Jahren, seit denen ich mit Herrn Legras verheirathet bin, haben wir uns bloß fünf Mal geschlagen, allein stets wegen Kleinigkeiten.

„Wovon schwatzen Sie denn, meine Damen?"

„Von Touquet, unserem Nachbar, über den der Herr hier Erkundigungen einzuziehen wünscht..."

„Von Touquet, dem Barbier? ... So wahr ich

lebe, meine Damen, Sie können sagen, was Sie wollen, allein ich liebe diesen Menschen nicht."

„Er ist nichts desto weniger ein schöner Mann."

„Ja, von derselben Gestalt wie Herr Legras, allein in seiner Gesichtsbildung liegt etwas Hartes, Falsches und Wildes."

„Ja, seit einiger Zeit, denn ehedem war er fröhlicher, offener... gegenwärtig schwatzt er nicht mehr ... er spielt den Stolzen."

„Darüber darf man sich nicht wundern, er ist reich geworden."

„Ja, durch's Bartscheeren vielleicht?"

„Wohl eher dadurch, daß er einigen großen Herren bei ihren Liebesgeschichten behülflich gewesen ist ... daß er, aus Auftrag, die Schönen verführt hat."

„Wohlan, meine Damen, keine Bosheit! Was mich betrifft, so wissen Sie wohl, daß ich keine Lästerzunge bin! Herr Touquet ist sehr geschickt in seinem Fache. Ich weiß wohl, daß er manchen Bart hat abnehmen müssen, um das Haus, in welchem er wohnt, kaufen und baar bezahlen zu können; allein man sagt, der Barbier sei gegenwärtig eben so vernünftig als sparsam."

„Wenn der Teufel alt wird ..."

„Touquet ist nicht alt; er hat kaum vierzig Jahre."

„Deßwegen wird es ihm auch Vergnügen gemacht haben, jenes kleine Mädchen an Kindesstatt anzunehmen."

„Dieß habe ich dem Herrn erzählt. Arme Kleine! ... man hat nicht einmal gewußt, was ihr Vater war..."

„O ja, meine Nachbarin, man hat bei ihm einen Brief mit der Adresse gefunden: Herrn Moranval, Edelmann.“

„Ach, es war ein Edelmann?“

„Ja, meine Theure. O, ich erinnere mich an alles das, als ob es erst gestern gewesen wäre!“

„Wie glücklich ist man, wenn man ein solches Gedächtniß hat! Und was enthielt dieser Brief?“

„Es scheint, daß er nur aus einigen Zeilen bestanden hat, aus denen man eben nicht sehr viel Erhebliches ersehen konnte; man ermahnte diesen Moranval zu großer Vorsicht in der Sache, die ihn nach Paris führte!... Allein welche Sache?... man weiß nichts hierüber.“

„Fand man nichts Anderes bei ihm?“

„Nein; ohne Zweifel wurde der arme Mann geplündert, nachdem er getödtet war.“

„Man ging ohne Zweifel zu Touquet, und erkundigte sich bei ihm über das, was er von dem Manne wußte?“

„Touquet antwortete dem Gerichtsbeamten, dieser Mann sei den Tag zuvor bei ihm angekommen und habe sich für einen Edelmann ausgegeben, der einige Zeit lang in Paris bleiben müsse; er habe zuerst verlangt, man solle seine kleine Tochter zu Bette bringen, dann sei er ausgegangen, nachdem er zuvor erklärt habe, daß er einige Stunden abwesend sein werde; er habe ihn des Nachts lange erwartet, und das öffentliche Gerücht habe ihm erst den folgenden Morgen verkündet, daß man bei Anbruch

des Tages in der Straße St. Honoré einen Mann erdolcht gefunden habe. Bereits wegen seines Gastes besorgt, habe er sich zu dem Schlachtopfer begeben und den Mann in demselben erkannt, der den Abend zuvor bei ihm angekommen sei."

„Ich hoffe, daß dieß eine Geschichte ist!... Unglücklicher Weise erfährt man viele ähnliche Geschichten; unsere Straßen sind wahre Mördergruben."

„Die Herren vom Parlamente erlassen jedoch ziemlich oft Dekrete; es scheint jedoch, daß dieß nicht viel nützt."

„Es ist noch nicht lange, daß ein Rath von der Untersuchungskammer auf ähnliche Weise ermordet worden ist."

„Das Parlament hat kürzlich eine neue Ordonanz gegen die Ruhestörer erlassen; nicht wahr, mein Herr?"

„Ja," sagte Urbain, „der Generalprokurator hat sich über die Mordthaten und Räubereien beklagt, die täglich, sowohl auf den Landstraßen als in dieser Stadt und in ihren Vorstädten, durch bewaffnete Personen begangen werden, welche in die Häuser der Privaten einbrechen, und zwar durch die Nachläßigkeit der Polizeibeamten. Das Parlament hat gestern einen neuen Beschluß gefaßt, des Inhalts, daß die Vagabunden, die heimathlosen Leute und Nachtdiebe die Stadt Paris und ihre Vorstädte in vierundzwanzig Stunden räumen sollen."

„Ah! darum haben wir diese Nacht einen noch weit größern Lärm gehört!"

„Und der Barbier Touquet ist nicht verheirathet?“ beginnt Urbain wieder, der die Unterhaltung auf den Gegenstand, der ihn anzieht, zurückzuführen wünscht.

„Nein, er ist noch Junggeselle,“ sagte Frau Ledoux.

„Also ist das junge Mädchen, das bei ihm wohnt...“

„Das ist die Kleine, die er an Kindesstatt angenommen hat...“

„Sie hat keinen andern Beschützer?“

„Und welchen sollte sie denn haben, da Niemand ihre Eltern kennt! Touquet hat, sagt man, große Sorge für sie getragen; man muß ihm diese Gerechtigkeit wiederfahren lassen. Er hat zur Bedienung der Kleinen eine Magd zu sich genommen, die alte Margarethe... eine Schwätzerin, die überall nach Schutzmitteln gegen den Wind, den Donner und die Zauberer, oder auch nach Zaubermitteln, die ihre theure Blanca vor den Schlingen der Liebhaber bewahren können, fragt.“

„Blanca! das ist also der Name des jungen Mädchens?“

„Ja, so nennt man sie.“

„Und diese alte Frau ist allein bei ihr?“

„Ei, ist das nicht genug? Uebrigens geht die Kleine niemals aus, und thut sogar nicht einmal einen Blick durch's Fenster.“

„Sagen Sie mir doch, meine Damen, glauben Sie nicht, gleich mir, daß der Barbier dieses hübsche Kind für sich erzieht, und daß er ihr nur deßwegen so große Aufmerksamkeit widmet, weil er in sie verliebt ist?“

„Das könnte wohl möglich sein, mein Herr... Touquet ist noch jung, er will sie vielleicht heirathen."

„Bah! ich wenigstens glaube das nicht. Erstens versichert man, die junge Person sei nicht schön... ich habe dieß von jenem kleinen, magern Schurken mit dem langen Degen gehört, der oft zu dem Barbier geht; er behauptet, die Waise sei sehr häßlich."

„Häßlich!" ruft Urbain lebhaft aus, „das ist eine abscheuliche Lüge!"

„Der Herr hat sie also gesehen!" rufen alsbald die Gevatterinnen aus, den jungen Menschen mit boshafter Miene anblickend. Dieser fühlt, daß er eine Unklugheit begangen hat, allein da er von diesen Damen nichts mehr zu erforschen hat, so macht er ihnen eine tiefe Verbeugung und verläßt schnell den Laden, indeß die Gevatterinnen unter sich sagen: „Wohlan, er ist weggegangen und hat uns nicht gesagt, was er von Touquet will!"

Allein Urbain hat genug erfahren, und den Weg nach der Straße Montmartre, in welcher er wohnt, einschlagend, spricht unser Verliebter Folgendes bei sich: „Sie ist nicht die Tochter des Barbiers; er hat ihr Vaterstelle vertreten, allein er hat bloß die Rechte an sie, welche die Wohlthätigkeit auf ein dankbares Herz verleiht. Sie ist die Tochter eines Edelmanns, um so besser; mein Vater war auch Edelmann, er hat unter König Heinrich tapfer gefochten. Die alten Krieger erinnern sich noch des Kapitäns Dorgeville, und der Name, den er an mich vererbt hat, ist rein und fleckenlos. Ich bin allein, bin mein eigener Herr;

habe, wie sie, keine Eltern mehr; vor einem Jahre hat der Tod mir meine gute Mutter geraubt; mein Vermögen ist nicht sehr beträchtlich: zwölfhundert Livres Einkommen und ein kleines Haus an den Ufern der Loire ist Alles, was mir mein Vater hinterlassen hat; allein sie hat nicht mehr, und wenn ich arbeite, werde ich sie glücklich machen können. Ich habe es bis zum Baccalaureus gebracht... allein ich will eine trockene Bahn verlassen, die Wissenschaften führen zu langsam zum Glücke!... Weiß ich nicht genug, wenn es mir gelingt, ihr zu gefallen?... Ja, damit muß ich mich allererst beschäftigen. Wenn sie mich liebt, so verlange ich von dem Barbier ihre Hand; wenn er ihr Glück sichern will, so wird er mir sie nicht ausschlagen können... wofern er nicht selbst... wenn diese Frauen die Wahrheit gesagt hätten, wenn er in sie verliebt wäre? Der rauhe Ton, in welchem er mir diesen Morgen geantwortet hat, seine Weigerung, mir ein Logis in seinem Hause einzuräumen, könnten mich bewegen, es zu glauben ... Und jener Elende, der frech genug gewesen ist, zu behaupten, sie sei häßlich... da doch mein Auge noch nie einen entzückenderen Gegenstand erblickt hat ... Ah! nicht von ihr wollte er sprechen. Was auch geschehen mag, ich will sie sehen, will ihr die ganze Liebe, die sie mir eingeflößt hat, offenbaren, und wenn es mir gelingt, ihr zu gefallen, so wird nichts mich hindern können, ihr Gatte zu werden."

Dieß sind, wird man sagen, sehr närrische Anschläge in Betreff eines jungen Mädchens, deren

Gestalt man bloß durch dunkle Fensterscheiben erblickt hat, und auf den Besitz dieses fast idealen Gegenstandes baut Urbain bereits das Glück seines Lebens. Allein gehen wir auf uns selbst zurück, und wir werden finden, daß wir wahrlich nicht vernünftiger sind! Glücklich wären wir zu nennen, wenn sich zwischen uns und den Träumen, in denen wir uns wiegen, oft nur die Dicke einer Fensterscheibe befände.

Der Knoten der Intriguen schürzt sich.

Chaudoreille eilt mit großen Schritten nach der Altstadt; die zehn Thaler, welche er in seinem Beutel fühlt, auf den er beim Gehen aus Klugheit beständig die Hand hält, veranlassen ihn, den Kopf noch dünkelhafter empor zu richten. Er hat seinen kleinen Hut auf sein linkes Ohr dergestalt gesetzt, daß die alte rothe Feder, die auf ihm prangt, genau auf sein rechtes Auge zurücksinkt und der Ritter bei jedem Schritte, den er thut, seinen Blick an dem Schwanken seines Federbusches weiden kann.

Nie hat sich Chaudoreille so leicht, so mit sich selbst zufrieden gefühlt. Blanca's Bild schwebt noch vor seinen Augen, und stets voll Zuversicht auf sein Verdienst, überredet er sich, daß die junge Agnes ihn nicht mit Gleichgültigkeit sehe. Andererseits schmeichelt das ihm aufgetragene Unternehmen seiner Eigenliebe; er hält sich für den Freund, den Vertrauten des Marquis von Villebelle, obgleich dieser noch nie ein Wort mit ihm gesprochen hat; allein

er glaubt, daß die Gewandtheit, mit der er dessen Liebesprojekte befördern werde, dem großen Herrn bälder oder später zu Ohren kommen und ihm seine Gunst erwerben werde. Von diesen Gedanken erfüllt, beeilt er sich, den ihm von Touquet bezeichneten Laden zu erreichen.

Ehe er hineintritt, faßt Chaudoreille seine Gedanken noch einmal zusammen: „Es handelt sich hier," sagt er zu sich, „nicht davon, wie ein Schulfuchs auszusehen und das ganze Magazin unter einander zu werfen, ohne Etwas zu kaufen; vergessen wir nicht, daß ich der Abgesandte eines großen Herrn bin. Man hat nur zehn Thaler als Abschlagszahlung an der für meine Dienste mir zugedachten Belohnung gegeben, ich kann daher wohl vierundzwanzig Sous ausgeben."

Nachdem er diesen Entschluß gefaßt hat, öffnet er die Thüre des Ladens und tritt schnell hinein; allein während er eine Wendung machen will, um sich mehr Anstand zu geben und zu gleicher Zeit rechts und links zu grüßen, schleudert er die Scheide seines Rolands an eine Scheibe der Glasthüre und zerschmettert sie in tausend Stücke.

Chaudoreille geräth in Verwirrung und seine Gestalt beugt sich vorwärts, denn er berechnet, daß der Preis der Scheibe die Ausgabe, die er machen will, bereits übersteigt. Zwei junge Mädchen, welche links in einem Comptoir sitzen, brechen laut in ein schallendes Gelächter aus, während eine alte, ihnen gegenüber sitzende Frau zwischen den Zähnen murmelt: „Wie ungeschickt das doch ist!"

„Ich werde es bezahlen,“ sagte endlich Chaudoreille, einen tiefen Seufzer holend.

„In der That, ich hoffe es,“ erwiedert die Handelsfrau, „allein hat man auch je irgend Jemand einen größern Degen tragen gesehen!“

Bei diesen Worten richtet sich der Ritter wieder empor, hält sich auf seinen Fußspitzen und sagt, dem alten Weibe einen zornigen Blick zuwerfend: „Es fällt mir sehr auf, daß man sich solche Bemerkungen erlaubt; ich trage die Waffe, die mir geziemt, und wenn ein bärtiges Kinn mir Etwas der Art gesagt hätte, so würde mein Degen auf der Stelle das Maß von seinem Körper genommen haben.“

„Was ich darüber gesagt habe, sagte ich nicht, um Sie zu kränken, mein Herr,“ erwiedert die alte Handelsfrau, einen mildern Ton annehmend; „es schien mir nur, dieser lange Raufer hindere Sie im Gehen.“

„Mich hindern!... das ist noch ärger!“ Mit diesen Worten kehrt Chaudoreille der Handelsfrau den Rücken und nähert sich den jungen Personen. „Ich bin nicht hieher gekommen,“ redete er sie an, „um über die Länge meines Degens zu streiten, lassen wir diese Frau faseln.“

„Was wünscht der Herr?“ sagt ein junges, schieläugiges Mädchen mit platter Nase, dicken Lippen, krummem Kinn und einer dunkelrothen Gesichtshaut, die mit einer Schichte von Firniß überzogen zu sein scheint. Chaudoreille betrachtet sie einige Augenblicke

und sagt bei sich: „Der Henker, sie gleicht dem Gemälde, das man von der Kleinen entworfen hat, nicht ganz; es ist wahr, die Liebe ist blind und die großen Herren lieben die originellen Physiognomien.“

Allein nachdem Herr Chaudoreille die Person, die so eben das Wort an ihn gerichtet, eine Zeit lang betrachtet hat, wendet er sein Auge von ihr ab und erblickt ein anderes Frauenzimmer, das Bänder mit der Elle mißt. Beim ersten Blicke hat der Abgesandte des Barbiers das junge Mädchen erkannt, deren Bild man ihm entworfen hat: sie war genau so, wie Meister Touquet sie ihm beschrieben hat, nur die Farbe ihrer Augen, die sie auf den Zeug gerichtet, hat er noch nicht bemerken können. Chaudoreille nähert sich ihr und macht ihr eine anmuthige Verbeugung, indem er leise zu sich sagt: „Das ist unsere Person; ich habe einen erstaunlich feinen Takt, um richtig zu errathen. Andere würden eine ganze Stunde lang schwanken; allein ich erkenne diejenigen, welche man mir bezeichnet hat, auf den ersten Blick, und ich täusche mich nie.“

„Das sind köstliche Bänder,“ sagte Chaudoreille, sich mit unbefangener Miene auf das Comptoir stüzend, nachläßig sein Kinn streichelnd und die leichten Manieren nebst dem unverschämten Tone der Stutzer des Tags zu copiren suchend.

Das junge Mädchen blickt jezt nach dem Ritter auf: der Glanz, der Ausdruck ihrer Augen hemmen Chaudoreille mitten in einem Complimente, von dem er die glücklichste Wirkung erwartete.

„Der Henker! welcher Blick, welches Feuer!“ sagt er zu sich, einen Schritt rückwärts tretend, während das Mädchen fortfährt, ihn zu betrachten, was ihn vollends so sehr bezaubert, daß er eine leichte Kreiswendung wagt, bei welcher Rolands Scheide einer auf einem benachbarten Tabouret sitzenden Katze beinahe das Auge ausgeschlagen hätte.

Ein spöttisches Lächeln schwebt auf den Lippen des jungen Mädchens, während sie zu Chaudoreille sagt: „Welches Band wünscht der Herr?“

„Welches Band?... meiner Treu, ich weiß es selbst nicht recht... Etwas, das zu meiner übrigen Kleidung paßt... ich will eine Bandrose für Roland.“

„Was ist dieser Roland, mein Herr?“

„Mein Degen, schöne Brünette, den ich Jedem in den Leib stoßen werde, der läugnet, daß Sie die schönsten Augen auf der Welt haben.“

Entzückt über sein Compliment sagt Chaudoreille ganz leise zu sich: „Nehmen wir uns in Acht, gehen wir nicht zu weit, seien wir nicht zu liebenswürdig, vergessen wir nicht, daß ich nicht für meine Rechnung hier bin... dieses junge Mädchen scheint bei meinem Anblicke zu entbrennen... Zum Henker! wenn ich eine Krause hätte, so würde ich, ohne es zu wollen, die Kleine dem Marquis von Villebelle wegkapern!... Wohlan, Chaudoreille, verbirg Deine Reize, wenn Du kannst, schieße Deine Blicke nicht auf diese hübsche Person, und beeile Dich, ihr zu sagen, daß Du nicht der bist, mit dem sie sich beschäftigen muß.“

Während Chaudoreille dieß sagt, beschaut und

entrollt er zwanzig verschiedene Arten von Bändern, nähert sie dem Griffe seines Degens und blickt von Zeit zu Zeit umher, um sich zu versichern, ob er sprechen könne, ohne von den zwei andern Frauenzimmern, welche sich in dem Laden befinden, gehört zu werden. Dieses Benehmen entgeht dem jungen Mädchen nicht, die zu den Zeichen von Einverständniß, welche ihr Chaudoreille gibt, lächelt und zu erwarten scheint, daß er sich deutlicher erkläre. Zum Glücke für den Letzteren treten zwei Personen in den Laden, und während die Alte und das andere Frauenzimmer damit beschäftigt sind, sie zu bedienen, knüpft er mit halblauter Stimme die Unterhaltung also an: „Ich bin nicht bloß hieher gekommen, um ein Band zu kaufen, himmlisches Geschöpf!“

„Wenn Sie etwas Anderes verlangen, so sprechen Sie, mein Herr, man wird Sie bedienen.“

„Julie, sind Sie noch nicht fertig mit diesem Herrn?“ sagte die Alte in ungeduldigem Tone, den langen Raufer des Ritters, der, so oft er sich regt, die Augen ihrer Katze bedroht, mürrisch anblickend.

„Der Herr entschließt sich nicht,“ erwiedert Julie, während Chaudoreille mit unverschämter Miene ausruft: „Es scheint mir, daß es mir freisteht, die Farbe auszuwählen, die mir gerade gefällt... Wenn ein Mensch wie ich in einen Laden kommt, so muß man, mein Schatz, darauf bedacht sein, ihn so lange als möglich daselbst aufzuhalten; wenn Ihnen meine Kundschaft lieb ist, so lassen Sie mich mit diesem schönen Kinde schwatzen, so lange es mir gefällt.“

Diese unverschämten Reden waren damals so sehr Mode, daß die Handelsfrau schwieg, statt den Ritter zur Thüre hinauszuwerfen, was gegenwärtig einem Stutzer geschehen könnte, der sich wie Chaudoreille benähme.

„Beim Henker, wenn man diese Spießbürger nicht an ihren Ort verwiese, sie würden, glaube ich, sich erlauben, uns Bemerkungen zu machen," sagte Chaudoreille, ein rosenrothes Band zum zwanzigsten Male seinem Wammse nähernd. „Diese Farbe paßt gut für mich... Was halten Sie davon, bewundernswürdiges Jüngferchen?"

„Ich glaube, daß diese Bänder zu frisch sind, um sich mit den Kleidern des Herrn zu vereinigen, und das wird immer grell abstechen."

„Ich gestehe, daß der Sammt meiner Jacke ein wenig abgeschossen ist, allein was wollen Sie: wenn ein Mensch sich schlägt, so wird er nothwendig bestäubt und beschmutzt... meinen Mantel da habe ich z. B. erst sechs Wochen, und ich wette, daß Sie ihm ein Alter von wenigstens einigen Monaten geben."

„Entschließen Sie sich doch, was Sie für ein Band wollen, mein Herr!" sagte das junge Mädchen, ohne seine Frage zu beantworten.

„Nun denn, ich will eine rosenfarbene Bandrose," sagte Chaudoreille und fügte in geheimnißvollem Tone hinzu: „Ich habe Ihnen etwas sehr Wichtiges mitzutheilen."

„Ich muthmaße es," erwiedert Julie.

„Wohlan!" sagte Chaudoreille zu sich, „ich wette,

sie glaubt, daß ich in sie verliebt sei, und erwartet mit Ungeduld meine Erklärung. Ich bin unverbesserlich!... ich lasse mich hinreißen... und ich verdrehe ihr den Kopf, ohne es zu merken. Beeilen wir uns, sie zu enttäuschen."

„Nein, schöne Brünette, Sie muthmaßen nichts," erwiedert er, die Augen mit kokettischer Geberde niederschlagend, „ich muß Ihnen gestehen, daß es sich nicht von mir handelt, und daß ich nur der Gesandte der Amoretten bin, obschon Sie mich für den Amor selbst hätten halten können."

Ein lautes und anhaltendes Lachen, in das Julie ausbrach, hindert Chaudoreille fortzufahren; er weiß anfangs nicht, wie er diese Ausbrüche von Frohsinn nehmen soll, allein da seine Eigenliebe ihn die Dinge stets in dem für ihn günstigen Lichte erblicken läßt, so entschließt er sich, ebenfalls zu lachen, während er zu dem jungen Mädchen mit halblauter Stimme sagt: „Nicht wahr, es ist sehr drollig, mich die Rolle des Botschafters eines Liebhabers spielen zu sehen? Ich, der ich ihnen fast alle ihre Eroberungen wegkapere!... das ist in der That sehr lustig!"

„Nun denn, Herr Gesandter, theilen Sie mir Ihre Botschaft mit," sagte Julie, einen mitleidigen Blick auf den Abgesandten werfend.

Chaudoreille blickt noch einmal umher, legt einen Finger auf seinen Mund, betrachtet die Personen, die sich in dem Laden befinden, entfernt das Tabouret, auf welchem die Katze liegt, von sich, beugt sich dann nach Julie mit der Miene eines Verschwörers

hin und flüstert ihr in's Ohr: „Ein großer Herr schickt mich zu Ihnen... er ist ein gewaltig reicher Mann... und ein Günstling des... ein Liebhaber der..."

„Es ist... es ist der Marquis von Villebelle," sagte die ungeduldige Julie, „ich weiß es schon lange! Was will er von mir? was hat er Ihnen mir zu sagen aufgetragen? Wohlan, mein Herr, beendigen Sie..."

„Ich muß sehr geschickt sein," sagte Chaudoreille bei sich, „weil man, ohne daß ich spreche, Alles erräth, was ich sagen will!... Da Sie seinen Namen wissen," beginnt er wieder, sein Gesicht von Neuem Juliens Ohre nähernd, die ihn ungestüm zurückstößt, „so habe ich nicht nöthig, es Ihnen zu sagen; dieser große Herr betet Sie an."

„Er hat Ihnen ohne Zweifel nicht den Auftrag gegeben, mir seine Gesinnungen auszudrücken."

„Nein, aber er hat mir aufgetragen, Sie um eine geheime Zusammenkunft zu bitten; wenn Sie ihm diese Gunst nicht gewähren, so legt er in den vier Winkeln dieser Straße Feuer ein, um das Vergnügen zu haben, Sie zu retten. Ich flehe Sie an, schöne Julie, denn so nennt man Sie, glaube ich, was mich vermuthen läßt, daß Sie keine Französin sind... Habe ich richtig errathen?"

„Hat man Ihnen aufgetragen, mich dieß zu fragen," sagte Julie, einen verächtlichen Blick auf Chaudoreille werfend.

Dieser beißt sich in die Lippen, setzt seine linke

Hand auf seine Hüfte und sagt mit gedämpfter Stimme: „Was werde ich dem Marquis von Villebelle sagen, dessen Busenfreund ich bin und den ich in diesem Augenblicke vertrete?"

„Daß er seine Gesandten besser wählen solle!" sagte Julie in trockenem Tone.

„Ich wußte es doch," sagte Chaudoreille zu sich, einige Schritte zurücktretend; „sie ist in mich verliebt geworden, denn meine Person hat noch immer unwiderstehliche Reize! Das Alles ist sehr unangenehm ... ich hätte mich ein wenig verhüllen oder wenigstens meinen Augen nicht erlauben sollen, neue Wunden zu schlagen... es ist hier Geld zu gewinnen; der Teufel, verlieren wir es nicht aus dem Gesichte."

Chaudoreille sagt nun wiederholt zu Julien, indem er sie aus Klugheit nur sein Profil sehen läßt: „Was werde ich dem Marquis sagen; wo gehen Sie morgen Abend spazieren?"

Das junge Mädchen schweigt einige Augenblicke und scheint in tiefes Nachdenken verloren; während dieser Zeit betastet Chaudoreille seinen Beutel, mit Ungeduld die Antwort des Mädchens erwartend und zu sich sagend: „In jedem Falle werde ich die zehn Thaler nicht zurückgeben."

„Morgen Abend um acht Uhr auf der Brücke la Tourneille," sagte endlich die junge Italienerin, denn Julie war in der That keine Französin.

„Es ist genug," antwortet Chaudoreille, stets eine solche Stellung behauptend, daß dem jungen

Mädchen nur sein Profil sichtbar ist. „Ich verlange nicht weiter von Ihnen und ich entferne mich aus Furcht, mein Anblick möchte eine Aenderung Ihres Entschlusses bewirken."

Der Abgesandte hat bereits die Thüre geöffnet, als Julie ihn zurückruft: „Sie vergessen Ihr Band zu bezahlen, mein Herr!" sagte sie zu ihm.

„Das ist bei Gott wahr; hol' mich der Teufel! ich mache stets solche Streiche; ich bin unbegreiflich unbesonnen!"

Mit diesen Worten zieht Chaudoreille seinen Beutel heraus und richtet ein ungeheures Geraffel mit den zehn Thalern an, die er enthält, indem er sie mehrmals in seiner Hand zählt und wieder zählt. „Ich weiß nicht, ob ich Münze zu mir genommen habe," sagte er, „gewöhnlich trage ich nur Gold bei mir, das ist leichter... Wie viel muß ich bezahlen, schöner Engel?"

„Dreißig Sous, mein Herr."

„Dreißig Sous für eine Bandrose!" ruft Chaudoreille aus, sonderbare Geberden schneidend und die Thaler in seinen Beutel zurückschiebend; „das scheint mir ziemlich theuer! Sie sehen, daß das Band sehr schmal ist."

„Es fällt mir auf," sagte Julie lächelnd, „daß ein Mensch, der nur Gold bei sich trägt, um eine solche Kleinigkeit handelt."

„Ich handle nicht, aber noch einmal, es scheint mir, man könnte Etwas nachlassen, und um vierundzwanzig Sous muß man eine prächtige Bandschleife

erhalten. Doch gleichviel, ich sträube mich nicht, zu bezahlen. Geben Sie mir meinen Rest zurück."

Seufzend bietet er einen von seinen Thalern dar, und während Julie ihm seinen Rest zurückgibt, befestigt er seine rosenfarbene Bandrose an Rolands Griff; die Wirkung, welche das Band hervorbringt, lindert den Kummer ein wenig, den er darüber empfindet, daß er dreißig Sous ausgeben muß. Er nimmt die Münze und sich ohne Zweifel erinnernd, daß man noch eine andere Forderung an ihn machen könne, läuft er nach der Thüre, stürzt auf die Straße hinaus, und verschwindet mit Blitzesschnelle.

„Und meine Scheibe," sagte die alte Handelsfrau, „hat er meine Scheibe bezahlt?"

„Ach, mein Gott, nein, Madame!" erwiedert Julie.

„Ach! ich war es überzeugt... laufen Sie doch, meine Jungfern, laufen Sie, dieser unverschämte Laffe, der mit seinem alten, abgeschabenen Mantel und seiner Feder, mit der ich nicht einmal meine Fächer putzen möchte, den galanten Herrn spielen will, er wirft Alles durcheinander, er stößt meiner Katze beinahe die Augen aus, er sagt mir Unverschämtheiten, handelt zwei Stunden lang um eine Bandrose, und läuft davon, ohne die Scheibe zu bezahlen, die er zerbrochen hat... das ist ein ausgemachter Spitzbube, ein Beutelschneider..."

Die zwei Frauenzimmer hatten die Thüre des Ladens geöffnet und auf die Straße geschaut, allein der Herr Ritter war nirgends mehr zu sehen. „Daran

bin ich Schuld, Madame," sagte Julie; „ich hätte ihm den Betrag der Scheibe abfordern sollen."

„Ja, Jungfer, das wird sie ein ander Mal lehren, nicht mehr auf die Reden dieser Herren zu hören, die viel Lärmen machen und keinen Sous in der Tasche haben."

Die junge Italienerin antwortet nichts; es ist wahrscheinlich, daß in diesem Augenblick Chaudoreille und die Scheibe sie nicht beschäftigen.

Die Nacht ist eingebrochen; seit einigen Stunden hört man keinen Laut mehr in dem Laden des Barbiers, der, seiner Gewohnheit zufolge, seinen Laden schließt, sobald sich der Tag neigt, da er des Abends keinen Fremden zu empfangen pflegt und keine Kunden mehr erwartet.

Diesen Augenblick hat Touquet zu seinem Mittagessen gewählt, obschon man damals dieses Mahl gewöhnlich weit früher einnahm. Das Mittagessen des Barbiers konnte daher auch für ein Nachtessen gelten.

Sobald Margarethe aus ihrer Küche ruft: „Man erwartet Sie, Fräulein!" verläßt Blanca ihr Zimmer und eilt in den untern Saal herab, wo das Essen aufgetragen ist. Touquet speist mit dem jungen Mädchen; dieser Augenblick des Tages vereinigt sie am längsten, obschon der Barbier ihn, wie es scheint, so viel als möglich abzukürzen sucht. Er bleibt nur so lange bei Tisch, als er zur Befriedigung seines Appetits nothwendig bleiben muß, und beantwortet Blanca's Aeußerungen nur durch einsylbige Worte, um die Dauer der Mahlzeit nicht zu verlängern.

Auch dieses Mal sitzt der Barbier wie gewöhnli an dem Kamine und erwartet Blanca's Ankunft allein sobald sie erscheint, heftet er gegen seine Gewohnheit die Augen auf das junge Mädchen und scheint in den ihrigen lesen zu wollen.

Erstaunt, sich von dem Manne, dessen Blicke ihren Lächeln stets ausgewichen waren, auf diese Art betrachtet zu sehen, schlägt Blanca unwillkürlich ihre Augen, aus denen Offenherzigkeit und Unschuld sprechen, nieder, und eine stärkere Röthe schmückt ihre Wangen, denn die Blicke des Barbiers haben etwas Durchdringendes, an das sie nicht gewöhnt ist.

Allein Touquet scheint bereits beruhigt: der Ausdruck der Gesichtszüge des jungen Mädchens hat seine Besorgnisse verjagt. Er setzt sich an den Tisch und gibt dem liebenswürdigen Kind ein Zeichen, seinen gewohnten Platz einzunehmen. Die Mahlzeit scheint wie gewöhnlich still vorübergehen zu wollen; bloß Margarethe wagt, indem sie die Teller wechselt und die Schüsseln herbeibringt, einige Phrasen, welche Blanca durch ein Paar Worte beantwortet. Allein plötzlich ruft das junge Mädchen, das sich an eine angenehme Idee zu erinnern scheint, aus: „Mein Freund, haben Sie diesen Morgen die Musik gehört?“

„Die Musik?“ sagte Touquet, Blanca verstohlen anblickend; „ich glaube sie gehört zu haben.“

„O, sie war sehr schön! Anfänglich wurde italienisch gesungen, dann eine Romanze in französischer Sprache... warten Sie... ich glaube, ich weiß den

Schlußreim noch.“ Blanca singt jetzt mit Ausdruck: „J'aime et c'est pour la vie, ma mie est tout pour moi.“ (Ich liebe und liebe auf immer, mein Liebchen gehört ganz mein.)

Der Barbier zieht seine dichten Brauen zusammen, während Blanca spricht. „Wie! Sie haben die Romanze schon gelernt?“ sagte er in ironischem Tone.

„Nicht die ganze Romanze, sondern bloß den Schlußreim.“

„Und dieß ist das erste Mal, daß Sie sie hörten?“

„Ja, mein Herr.“

„Sie hatten also Ihr Fenster geöffnet?“

„Nein, obschon ich Lust dazu hatte; allein ich hatte mich ganz an die Scheiben gelehnt, um besser zu hören.“

„Und besser zu sehen, ohne Zweifel.“

„Sehen? O, ich hörte lieber,“ erwiedert Blanca, fast erschrocken über den Ausdruck der Augen des Barbiers.

„Sind keine Vorhänge an Ihrem Fenster?“ erwiedert Touquet nach einem augenblicklichen Stillschweigen.

„Ja, mein Herr!“ erwiedert furchtsam das junge Mädchen.

„Blanca, ich habe es Ihnen schon oft gesagt: ich sehe es nicht gerne, wenn man sich von den Leichtfüßen, die in den Straßen auf und ab gehen, beäugeln läßt...“

„Aber, mein Freund, kann man mich hinter den Scheiben sehen?“

„Ja, ohne Zweifel.“

„Nun, mein Freund, wenn Ihnen das mißfällt, so werde ich mich denselben nicht mehr nähern.“ Gerührt von Blanca's Sanftmuth nimmt der Barbier eine mildere Miene an und sich vom Tische erhebend, sagte er fast in liebreichem Tone zu ihr: „Gehen Sie auf Ihr Zimmer zurück, Blanca; ich werde mich bald bemühen, Ihr Leben minder einförmig zu machen; ja, ich fühle, daß Sie nicht beständig in einer so traurigen Zurückgezogenheit bleiben können.“

„Ach, ich befinde mich wohl, mein Freund, und wenn ich nur die Romanze ganz lernen könnte... allein Herr Chaudoreille singt mir nur sein Hirtenlied und dieses unterhält mich nicht.“

„Ich werde Ihnen andere kaufen.“

„Ach! suchen Sie diejenigen zu erhalten, die ich diesen Morgen gehört habe: ‚Ich liebe und liebe auf immer, mein Liebchen gehört ganz mein.‘ Werden Sie sich daran erinnern?“

„Ja, ja, ich werde mich daran erinnern. Allein ich erwarte Jemand... gehen Sie auf Ihr Zimmer zurück.“ Blanca grüßt den Barbier und kehrt fröhlich auf ihr Zimmer zurück, während Touquet, sie mit den Augen verfolgend, zu sich sagt: „Wohlan, ich hatte keine Ursache, besorgt zu sein, sie kennt ihn nicht.“

Eine Stunde nach dieser Unterhaltung klopft man an die Thüre des Barbiers und Margarethe öffnet dem Ritter Chaudoreille, der mit der wichtigen Miene eines Menschen, der sehr mit sich zufrieden ist, in den Saal tritt.

„Du kommst sehr spät," sagte Touquet, ihm durch ein Zeichen bedeutend, daß er sich setzen solle.

„Was Teufel, mein Theurer, glaubst Du, daß die Sache so rasch gehe?"

„In keinem Falle glaube ich, daß Du bis jetzt in dem Laden geblieben bist, in den ich Dich geschickt habe."

„Nein, ohne Zweifel; allein ich habe daselbst eine gute Zeit zugebracht, dann mußte ich zu Mittag speisen. Du hattest mich nicht eingeladen, Dein Mittagessen zu theilen... ich glaube wenigstens?"

„Zur Sache, ist Dir Dein Unternehmen gelungen? Lege mir Rechenschaft ab von Deiner Sendung."

„Ich bin bereit dazu; nur warte, bis ich mir die Stirne ein wenig abgewischt habe."

Der Barbier macht eine zornige Bewegung, während Chaudoreille mit einem kleinen seidenen Schnupftuch, das er aus Klugheit nie auseinander wickelt, über sein Gesicht fährt. Nachdem er noch einige Ausrufe in Betreff seiner Mattigkeit gethan hat, während welcher Touquet vor Ungeduld mit den Füßen auf den Boden stampft, beginnt er seine Erzählung.

„Um von hier in die Altstadt zu gehen, konnte ich zwei Wege einschlagen; ich konnte sogar drei einschlagen."

„Schwätzer, schlage zwölf ein, wenn Du willst; allein komme nur daselbst an!"

„Ich muß wohl daselbst angekommen sein, weil Du siehst, daß ich wieder zurückgekommen bin! Ich habe mich für die neue Brücke, dann für den Quai

bis zur Straße entschlossen... Du weißt wohl, wo man so gute Törtchen kauft."

„Chaudoreille, spottest Du meiner?"

„Nein, es scheint mir, daß ich Dir Alles sagen muß, was ich gethan habe; allein Du bist so ungestüm!... kurz, ich habe den kürzesten Weg eingeschlagen. Endlich befinde ich mich in dem Laden, wo die Kleine arbeitet."

„Das ist ein Glück!"

„Ich trete mit jener Anmuth hinein, die mich charakterisirt; ich grüße anfänglich eine Alte, die rechts sitzt; ich grüße hierauf zwei junge Mädchen, die sich zu meiner Linken befanden; mitten in dem Laden sehe ich bloß eine Katze, die auf einem Tabouret schläft."

„Du grüßtest sie auch, ohne Zweifel?"

„Ah! wenn Du mich unterbrichst, so werde ich mich verwirren. Man fragt mich, was ich wünsche; ich antwortete, meine Absichten verhehlend: ‚Lassen Sie mich Bänder sehen.' Man zeigt mir gelbe, blaue, rothe, grüne, pomeranzenfarbige. Während dieser Zeit betrachte ich die zwei Kleinen; da die Natur mich mit einem durchdringenden Scharfblicke begabt hat, so erkenne ich auf der Stelle die, welche man mir beschrieben hat."

„Du sprachst mit ihr?"

„Einen Augenblick Geduld; Du sollst sogleich sehen, wie ich die Sache eingefädelt habe. Ich bin klug genug, mich von ihr bedienen zu lassen; sie frägt mich, für welche Farbe ich mich entschließe und

ich, als feiner Schlaukopf, entschließe mich nicht, um die Unterhaltung zu verlängern. Endlich kommen durch einen sehr glücklichen Zufall andere Personen in den Laden; jetzt sind wir weniger beobachtet..."

„Und Du sagst ihr, was Dich zu ihr führe."

„Ich entschließe mich zuerst für die Rosafarbe und lasse mir eine Bandrose für meinen Roland daraus machen... schau', findest Du, daß mir dieß gut steht?"

Mit diesen Worten steht Chaudoreille auf und nähert seinen Degen dem Gesichte Touquets, der den Ritter ein wenig unsanft auf seinen Stuhl zurückwirft und ausruft: „Bezwänge ich meinen Unwillen nicht, so würde ich Dir die Knochen zerbrechen, um Dir zu zeigen, ob man meine Geduld so mißbrauchen dürfe."

„Man hat kein Vergnügen davon, eine Intrigue mit Dir zu leiten," sagte Chaudoreille, ein wenig bestürzt darüber, daß er so plump auf seinen Stuhl zurückgefallen ist. „Allein Du willst, daß ich zur Sache schreite. Nun denn: ich habe dem Mädchen die Absichten des Marquis von Villebelle mitgetheilt."

„Seine Absichten? Ich habe sie Dir nicht anvertraut."

„Das heißt, seine Liebe, seine Flamme... kurz, ich habe sie um die geheime Zusammenkunft auf morgen Abend gebeten."

„Nun?"

„Sie zauderte lange, dachte lange nach; jetzt

verdoppelte ich meine Beredtsamkeit: ich malte ihr den Marquis, aus Verzweiflung sterbend, falls sie seinen Wünschen nicht entspräche..."

„War denn dieß aber nöthig, Schwachkopf?"

„Ja gewiß, dieß war sehr nöthig! Die Kleine schwankte."

„Grimassen!"

„Nein, im Gegentheil machte sie mir interessante Geberden."

„Wird sie kommen?"

„O ja, bei Gott, sie wird kommen!... allein ich war es, der sie dazu bewegen mußte."

„Morgen Abend?"

„Ja, um acht Uhr."

„Wo das?"

„Auf der Brücke la Tourneille."

„Gut."

„Als ich einmal ihre Antwort hatte, ließ ich mir die Bandrose befestigen und..."

„Erspare mir das Uebrige, ich weiß genug."

„Du mußt gleichwohl noch wissen, daß ich, indem ich zu eilig grüßte, eine Scheibe zerbrach, für die ich einen Thaler bezahlen mußte, der mir, wie ich hoffe, wieder erstattet werden wird. Ah! das ist nicht Alles, ich weiß auch noch, daß die Schöne Julie heißt und ich wollte wetten, daß sie eine Italienerin ist. Du siehst, daß ich meine Zeit nicht verloren habe; bist Du zufrieden mit mir?"

„Ja, es ist nicht gar übel," sagte Touquet in sanfterem Tone und sich einem Tische nähernd, auf

den Margarethe wie gewöhnlich einige Becher und eine zinnerne Kanne mit Wein gestellt hatte. „Dein ewiges Geschwätz abgerechnet, bin ich ziemlich mit Dir zufrieden; trink einmal.“

„Du heißest die Genauigkeit der Einzelnheiten Geschwätz?“ sagte Chaudoreille, einen von den Bechern bis an den Rand füllend. „Was mich betrifft, so suche ich stets zu beweisen, daß ich das Geld nicht stehle, das man mir gibt; was die Scheibe betrifft, so mußte ich Dich mit diesem Umstande bekannt machen, denn es sind mir nur noch neun Thaler geblieben; ach! ich vergaß... und die Bandrose hat mich zwei Thaler gekostet, ich habe daher nur noch sieben Thaler.“

„Zwei Thaler diese elende Schleife!“ sagte der Barbier, einen spöttischen Blick auf den Degengriff des Ritters werfend. „Chaudoreille, Du hast Deine Bestimmung verfehlt, Du hättest Intendant werden sollen, denn Du hast ein eigenes Talent, die Rechnungen zu vergrößern!“

„Was meinst Du mit diesen Worten, ich bitte Dich.“

„Daß diese Bandrose höchstens fünfzehn Sous werth ist.“

„Ja, für einen Reisenden, für einen Unbekannten vielleicht, aber wenn man einen großen Herrn repräsentirt, so ziehen einem die Kaufleute die Haut ab. Ich glaubte nicht filzig sein zu dürfen: wenn man das Dreifache von mir verlangt hätte, ich würde es gegeben haben, ohne ein Wort zu verlieren, so bin ich.“

„Beruhige Dich,“ sagte Touquet, über die Hitze

lachend, mit der Chaudoreille zu beweisen suchte, daß er drei Thaler ausgegeben habe; „man wird Dir Deine Auslagen ersetzen.“

„O! das bekümmert mich nicht. Allein was soll ich morgen thun? Werde ich der Zusammenkunft beiwohnen? werde ich die Kleine entführen?“

„Nein, das geht mich an; ich kann mich Deiner bedienen, um das Wild aufzujagen, allein ich halte Dich nicht für fähig, es zu erlegen.“

„Du kennst mich noch sehr wenig, mein theurer Touquet! Ich glaubte, Du würdest meiner Geschicklichkeit und Tapferkeit mehr Gerechtigkeit widerfahren lassen! Wenn Du wüßtest, wie viele Intriguen ich glücklich geleitet habe! In den schwierigen Augenblicken muß man mich sehen; ich trotze Allem, ich würde eine Venus vor den Augen des Mars entführen, und alle Vulkane würden mir keine Furcht einjagen.“

„Ich zweifle nicht daran, aber ich will Dich nicht auf die Probe stellen.“

„Um so schlimmer für Dich, denn Du würdest erstaunliche Dinge sehen! Kein Hinderniß hält mich auf. Wenn ich Etwas im Kopf habe, so bin ich ein Achilles; höre, ich wünschte, Du befändest Dich einmal zufällig in irgend einer Gefahr, kurz, Du bedürftest meiner Hülfe, dann würde ich blitzesschnell, meinen Roland in der Hand, herbeieilen und...“

In diesem Augenblicke ließ sich ein Geräusch auf der Straße vernehmen und Touquet sagte, Chaudoreille's Arm ergreifend: „Still! schweige, ich höre Etwas!“

„Was liegt uns an dem, was man auf der Straße thut? Es sind vielleicht junge Leute, die sich belustigen; lassen wir sie machen. Ich sagte Dir also, daß ich, meinen furchtbaren Degen schwingend ..."

„Schweige, Unglücklicher!" fällt der Barbier ein, den Ritter fest am Arme packend. „Es beginnt wieder!"

Man hörte jetzt deutlich die Töne einer Guitarre, auf der man in der Nähe des Hauses spielte.

„Es ist Jemand, der die Musik liebt," sagte Chaudoreille.

„Pst, hören wir," sagte Touquet, dessen Gesichtszüge die lebhafteste Unruhe ausdrücken, während der Ritter mit schwacher Stimme murmelte: „Er spielt nicht sehr gut, meine Lectionen würden ihm wohl zu Statten kommen."

Bald läßt sich eine Stimme vernehmen und singt, sich mit der Guitarre begleitend, eine Romanze, deren Schlußreim den Barbier an die Worte erinnert, die ihm Blanca vorgesagt hat.

„Kein Zweifel mehr," sagte Touquet, sich rasch erhebend, „ihretwegen singt man. Ah! Tollkühner, ich will Dir die Lust benehmen, wieder hieher zu kommen."

Mit diesen Worten greift der Barbier nach dem Dolche, der am Kamine hängt, während Chaudoreille erblaßt und stammelt: „Was Teufel hast Du denn? was kommt Dich an? wem gilt dieß?"

„Einem Unverschämten, der sich vor diesem Hause

befindet; komm', Chaudoreille, folge mir. Wären es ihrer zehn, sie müßten die Spitze meines Dolches fühlen; komm', Du wirst das Vergnügen haben, diese Schurken zu züchtigen."

Mit diesen Worten eilt Touquet in den Laden und beeilt sich, die Thüre zu öffnen, da er auf diesem Wege schneller auf die Straße kommen kann, als wenn er durch den Gang ging. Während er hastig aufschließt, erhebt sich Chaudoreille wie ein Wüthender und macht drei Mal die Runde in dem Saal, als er ausruft: „Der Teufel! wo hab' ich meinen Degen hingelegt?" Als er diesen Spaziergang beendigt hatte, bemerkt er, daß Roland nicht aufgehört habe, sich an seiner Seite zu befinden, und ruft Touquet, der ihn nicht mehr hören kann, zu: „Wie unbesonnen ich doch bin... in meiner Eile sah ich ihn nicht mehr... ich bin sogleich bei Dir... ich darf ihn nur noch aus der Scheide ziehen... wohlan denn, Roland... aber diese verfluchte Schleife hält ihn zurück... verflucht sei diese Bandrose... Touquet, hier bin ich, halte sie ein wenig hin, bis Roland die Scheide verlassen hat!" Allein der Barbier befindet sich bereits auf der Straße, während Chaudoreille, der in dem Saale zurückbleibt, unerhörte Anstrengungen zu machen scheint, um seinen Degen zu ziehen, und stets ausruft: „Du darfst Dich auf mich verlassen; die Unverschämten werden mich in der Nähe sehen... Verfluchte Bandrose, ohne sie hätte ich schon fünf oder sechs getödtet!"

Bayerische StaatsBibliothek

Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Kock, Paul <<de>>,

Paul de Kock's humoristische Romane, deutsch bearbeitet von Heinrich Elsner

Bd.: 55

Stuttgart 1845

P.o.gall. 2569 l-55

urn:nbn:de:bvb:12-bsb10101625-7